

# Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.  
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).  
Einzeln Nummer 15 Pf.  
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:  
SO. (26), Elisabeth-Ufer 55.  
Ausgabe für Expediteure:  
„Volksblatt“, Deuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.  
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.  
Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.  
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 32.

Sonnabend, den 9. August 1890.

IV. Jahrgang.

## Arbeiter gedenkt der ausgesperrten Hamburger Genossen!

### Organisations-Entwurf

für die

#### Sozial-demokratische Partei Deutschlands.

##### Parteigenossenschaft.

§ 1. Parteigenosse ist jede Person, die das Parteiprogramm anerkennt und die Partei dauernd materiell unterstützt.

§ 2. Zur Partei kann nicht gehören, wer sich eines groben Verstoßes gegen das Parteiprogramm oder ehrloser Handlungen schuldig gemacht hat, oder der Partei dauernd die materielle Unterstützung versagt.

Ueber die Zugehörigkeit zur Partei oder den Ausschluß aus derselben entscheiden die Parteigenossen der einzelnen Parteiorde oder Reichstags-Wahlkreise.

Gegen diese Entscheidungen steht den Betroffenen die Berufung an den Parteivorstand (§ 13) und den Parteitag zu (§ 7 u. f.).

##### Vertrauensmänner.

§ 3. Die Parteigenossen in den einzelnen Reichstags-Wahlkreisen wählen in öffentlichen Versammlungen zur Wahrnehmung der Parteiinteressen einen oder mehrere Vertrauensmänner. Die Art der Wahl dieser Vertrauensmänner ist Sache der in den einzelnen Kreisen wohnenden Genossen.

Insofern der Wahlkreis durch einen Ort oder durch Theile eines Ortes gebildet wird, ist nur ein Vertrauensmann zu wählen; besteht dagegen der Wahlkreis aus mehreren Orten, so kann für jeden Ort ein Vertrauensmann gewählt werden.

§ 4. Die Wahl der Vertrauensmänner erfolgt in der Regel alljährlich und zwar im Anschlusse an den vorausgegangenen allgemeinen Parteitag.

Die Vertrauensmänner haben ihre Wahl mit Angabe ihrer genauen Adresse sofort dem Parteivorstande mitzutheilen.

§ 5. Tritt ein Vertrauensmann zurück oder tritt sonstwie eine Vakanz ein, so haben die Parteigenossen umgehend eine Neuwahl vorzunehmen und davon entsprechend § 4 Abs. 2 dem Parteivorstand Mitteilung zu machen.

##### Parteitag.

§ 6. Alljährlich einmal findet ein Parteitag statt, der vom Parteivorstand einzuberufen ist.

Hat der vorhergehende Parteitag über den Ort, an welchem der nächste Parteitag stattfinden soll, keine Bestimmung getroffen, so muß der Parteivorstand mit der Reichstags-Vertretung hierüber sich verständigen.

§ 7. Die Einberufung des Parteitages muß spätestens 4 Wochen vor dem Termin der Abhaltung desselben durch das offizielle Parteiorgan mit Angabe der provisorischen Tagesordnung erfolgen. Die Einladung zur Besichtigung des Parteitages ist mindestens dreimal in Zwischenräumen von je 2 Tagen zu wiederholen.

Anträge der Parteigenossen für die Tagesordnung des Parteitages sind binnen 14 Tagen, vom ersten Tage der Veröffentlichung der Einberufung an gerechnet, bei dem Parteivorstand einzureichen, der dieselben spätestens 10 Tage vor der Eröffnung des Parteitages durch das offizielle Parteiorgan bekannt zu geben hat.

Anträge der Parteigenossen, die später als 14 Tage vor der Abhaltung des Parteitages bei dem Parteivorstand eingehen, können nur dann auf dem Parteitag beraten werden, wenn mindestens 15 Vertreter sich dafür erklären. Dasselbe ist der Fall mit selbständigen Anträgen, die während der Verhandlungen des Parteitages eingebracht werden.

§ 8. Der Parteitag bildet die oberste Vertretung der Partei. Zur Teilnahme an demselben sind berechtigt:

1. Die Delegierten der Partei aus den einzelnen Wahlkreisen, mit der Einschränkung, daß kein Wahlkreis durch mehr als 3 Personen vertreten sein darf;
2. Die Mitglieder der Reichstags-Fraktion;
3. Die Mitglieder des Parteivorstandes.

Die Mitglieder der Reichstags-Fraktion und des Parteivorstandes haben in allen die parlamentarische und die geschäftliche Leitung der Partei betreffenden Fragen nur beratende Stimme.

Der Parteitag prüft die Legitimation seiner Teilnehmer, wählt seine Leitung und bestimmt seine Geschäftsordnung selbst.

§ 9. Zu den Aufgaben des Parteitages gehören:

1. Entgegennahme des Berichts über die Geschäftstätigkeit des Parteivorstandes und die parlamentarische Thätigkeit der Abgeordneten.
2. Die Bestimmung des Orts, an welchem der Parteivorstand seinen Sitz zu nehmen hat.
3. Die Wahl des Parteivorstandes.
4. Die Beschlußfassung über die Parteiorganisation und alle das Parteileben berührende Fragen.
5. Die Beschlußfassung über die eingegangenen Anträge.

§ 10. Ein außerordentlicher Parteitag kann einberufen werden:

1. durch den Partei-Vorstand;
2. auf Antrag der Reichstags-Fraktion;
3. auf Antrag von mindestens 15 Wahlkreisen und durch Namensunterschriften von mindestens 10 000 Parteigenossen.

Falls der Partei-Vorstand sich weigert, einem Antrag auf Einberufung eines außerordentlichen Parteitages stattzugeben, so ist derselbe durch die Reichstags-Fraktion einzuberufen. Als Versammlungsort eines außerordentlichen Parteitages ist ein geographisch möglichst günstig gelegener Ort zu bestimmen.

§ 11. Die Einberufung des außerordentlichen Parteitages muß spätestens 14 Tage vor dem Termin der Abhaltung desselben durch das offizielle Parteiorgan in wenigstens drei auf einander folgenden Nummern mit Angabe der Tagesordnung erfolgen.

Anträge der Parteigenossen sind spätestens 7 Tage vor der Abhaltung des Parteitages im offiziellen Parteiorgan zu veröffentlichen.

Im übrigen gelten für die außerordentlichen Parteitage dieselben Bestimmungen wie für die ordentlichen Parteitage (§§ 7—9).

##### Partei-Vorstand.

§ 12. Der Parteivorstand besteht aus 5 Personen und zwar aus einem Vorsitzenden, zwei Schriftführern, einem Kassirer und einem Beisitzer.

Die Wahl des Parteivorstandes erfolgt durch den Parteitag mittels Stimmzettel und auf Grund absoluter Stimmenmehrheit.

Erhält ein Kandidat im ersten Wahlgang nicht die absolute Mehrheit, so erfolgt engere Wahl zwischen den beiden Kandidaten, welche die meisten Stimmen auf sich vereinigen. Bei Stimmgleichheit entscheidet das Loos.

§ 13. Der Parteivorstand besetzt die Ämter aus seiner Mitte und hat keine Konstituierung im offiziellen Parteiorgan anzuzeigen.

Die Mitglieder des Vorstandes können für ihre Thätigkeit eine Besoldung beziehen. Die Höhe derselben setzt der Parteivorstand in Uebereinstimmung mit der Reichstags-Fraktion fest.

§ 14. Der Parteivorstand leitet die Parteigeschäfte; er beruft die Parteitage und erstattet auf denselben über seine Thätigkeit Bericht. Er kontrollirt die prinzipielle Haltung der Parteiorgane.

§ 15. Eintretende Balancen im Parteivorstand werden durch eine Ersatzwahl, welche die Reichstags-Fraktion vorzunehmen hat, behoben. Bei der Abstimmung entscheidet die einfache Majorität.

##### Kontrolle.

§ 16. Die Ueberwachung der Geschäftsleitung des Parteivorstandes wird durch die Reichstags-Fraktion ausgeübt.

Die Fraktion ernennt zu diesem Behufe einen, aus fünf Mitgliedern bestehenden Ausschuss, von welchem alle den Parteivorstand betreffenden Beschwerden zu prüfen und zu entscheiden sind.

§ 17. Die Fraktion hat das Recht, jederzeit Einsicht in die Akten und Geschäftsbücher des Parteivorstandes zu nehmen und Auskunft über seine Handlungen zu verlangen.

§ 18. Vorstandsmitglieder, welche sich grobe Pflichtwidrigkeiten zu Schulden kommen lassen, können durch die Fraktion von ihrer Stellung entbunden werden. Dadurch nothwendig gewordene Ersatzwahlen finden nach den Vorschriften des § 15 statt.

Den Vorstandsmitgliedern steht gegen ihre Absetzung das Recht der Berufung an den Parteitag zu.

##### Parteiorgan.

§ 19. Zum offiziellen Parteiorgan wird das „Berliner Volksblatt“ bestimmt. Dasselbe erhält vom 1. Januar 1891 ab den Titel:

### „Vorwärts“ Berliner Volksblatt

Zentral-Organ der sozial-demokratischen Partei Deutschlands.

Alle offiziellen Bekanntmachungen sind an hervorragender Stelle des redaktionellen Theils zu veröffentlichen.

##### Abänderung der Organisation.

§ 20. Aenderungen an der Organisation der Partei können nur durch einen Parteitag vorgenommen, doch muß die absolute Mehrheit der anwesenden Vertreter sich dafür erklären.

Anträge auf Abänderung der Organisation können nur beraten werden, wenn sie innerhalb der Fristen, welche die §§ 7 und 11 vorschreiben, zur öffentlichen Kenntniß der Parteigenossen gelangt.

Eine Abweichung von der letzteren Bestimmung ist nur dann zulässig, wenn mindestens  $\frac{1}{3}$  der anwesenden Vertreter auf einem Parteitag sich für die Abweichung entscheiden.

##### An die Leser!

Nachdem ich thatsächlich bereits seit einigen Wochen die Redaktion der „Berliner Volks-Tribüne“ aufgegeben hatte, läßt ich mit dem heutigen Tage auch formell das Verhältniß zu diesem Blatte, das sich trotz aller Gegnerschaft rasch eine angesehenere und einflussreichere Stellung unter den deutschen Arbeitern erworben hat.

Mein Freund, Herr Dr. Conrad Schmidt, hat die Leitung übernommen und ich brauche nicht erst zu versichern, daß die deutschen Genossen auf seine Prinzipientreue und seine Hingebung an unsere Sache ebenso rechnen dürfen, wie sie seine sozialpolitischen Kenntnisse aus seinen Schriften und Aufsätzen werden schätzen gelernt haben.

Auch das bedarf wohl keiner weiteren Erwähnung, daß „Volks-Tribüne“ und „Arbeiter-Bibliothek“ finanziell das bleiben werden, was sie von allem Anbeginn an gewesen sind: reine Parteiunternehmungen, bei welchen Redaktion und Expedition ihre Gehälter, die Drucker ihre tarifmäßigen Preise erhalten, während jeder Ueberschuß — unter Kontrolle angesehener Berliner Parteigenossen — zur Erweiterung des Planes der beiden Unternehmungen, d. h. zur Stärkung der sozialdemokratischen Agitation, dient.

Der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ denke ich mich in Zukunft mit doppelter Kraft zu widmen und da selten ein Unternehmen so allseitige Unterstützung — besonders auch seitens der Presse — gefunden hat, so hoffe ich, hier der Partei noch mehr als bisher nützen zu können.

Die Expedition bleibt mit der der „Volks-Tribüne“ verknüpft, sodas ich alle Bestellungen und Zahlungen auch fernerhin „Berlin S.O., Elisabeth-Ufer 55“ zu adressiren bitte.

Ich verabschiede mich somit als Redakteur von den Lesern dieses Blattes — als Mitarbeiter werde ich ihnen wohl zuweilen noch (unter Namensnennung) begegnen und ich kann das nicht, ohne ihnen für die rege Theilnahme an dem Blatte zu danken. Der wärmste Dank aber gebührt den Mitarbeitern: sie haben viel mehr wie ich selber den Charakter des Blattes bestimmt und der Propaganda der sozialistischen Ideen gedient, und wenn mir irgend etwas das Schneiden schwer macht, so ist es das Gefühl, daß meine engere Verbindung gerade mit ihnen nun aufhören wird. Mögen sie mir wenigstens das Andenken bewahren, daß ich ihnen jederzeit ein treuer Freund und Berater gewesen bin.

Mit sozialdemokratischem Gruß und Handschlag  
Friedrichshagen b. Berlin, den 6. August 1890.

Max Schippel.

Ich brauche nach den Worten des Genossen Schippel nicht erst zu versichern, daß es mein aufrichtiges Bemühen sein wird,

die „Volks-Tribüne“ in ihrem alten Geiste fortzuführen: als ein Organ der ökonomisch-politischen Aufklärung der Arbeiterklasse. Ich bitte vor Allem, auch die Mitarbeiter, auf deren Kraft die „Volks-Tribüne“ in erster Reihe angewiesen ist, an dem Blatt auch weiterhin getreulich mitzuwirken.

Conrad Schmidt.

### Zum Kongress.

Das „Berliner Volksblatt“ bringt in seiner Nummer vom Donnerstag einen von Bebel unterschriebenen Artikel, welcher sich gegen den von uns in voriger Woche mitgetheilten Aufsatz der „Sächs. Arbeiterzeitung“ richtet und den Beweis für die dort erhobenen Vorwürfe verlangt. Bebel kommt dabei auch auf die „Volks-Tribüne“ zu sprechen. Er erklärt:

An den Untergang der „Berliner Volks-Tribüne“ und der „Sächsischen Arbeiter-Zeitung“ hat bisher in der Parteileitung kein Mensch gedacht, weder ist hier noch in der Fraktion hierüber verhandelt oder beschloffen worden, und es ist triviale Verdächtigung, wenn das Gegentheil behauptet wird.

Was mich speziell betrifft, so habe ich kurz vor Schluss der letzten Reichstagsession in einer Konferenz mit Berliner Genossen, welcher auch die Abg. Kner und Singer beizuhören, dem Genossen Bildberger auf seine Äußerung: man (d. h. die Berliner Genossen) würde wohl die „Berliner Volks-Tribüne“ eingehen lassen, geantwortet: daß ich dazu gar keinen Grund sähe, ich wüßte nicht, was der Fortexistenz der „Berliner Volks-Tribüne“ entgegenstehen sollte.

Nun vergleiche man mit dieser Äußerung die Ausführungen Wille's, und man wird mir zustimmen, wenn ich sage: es muß in Berlin Leute geben, die systematisch gegen die Fraktion und Parteileitung hegen und sie verleumdend, daß sich Anschauungen, wie sie Wille in seinem Artikel entwickelte, bilden konnten, die das genaue Gegentheil von der Wahrheit sind.

Sehr charakteristisch aber ist, daß die „Berliner Volks-Tribüne“ den Artikel Wille's in der „Sächsischen Arbeiter-Zeitung“ nachträglich und zwar, wie mir mitgeteilt wurde, auf Wunsch derselben Genossen zum Abdruck bringen und zu dem ihrigen machen mußte, zu welchen ich die oben angeführte Äußerung bezüglich des Fortbestandes der „Berliner Volks-Tribüne“ machte.

Das wirkt ein eigentümliches Licht auf die Berliner Parteiverhältnisse und gibt zu denken.

Ich erkläre hiermit, daß die dem Abgeordneten Bebel hinterbrachte Mittheilung auf Irrthum beruht. Es ist unrichtig, daß von Seite der Berliner Genossen auf mich, der ich damals die Redaktion leitete, irgend ein Zwang ausgeübt wurde. Nicht einmal einen Versuch hat man dazu gemacht. Bedauerlich ist, daß Genosse Bebel wohl nicht von unparteiischen und sehr geeigneten Personen über die hiesigen Parteiverhältnisse unterrichtet wird.

Noch eins! Die Ausführungen, welche ich an den Aufsatz der „Arbeiterzeitung“ angeschlossen, verfolgten den Zweck, die Genossen darauf aufmerksam zu machen, daß möglicher Weise die freie Meinungsäußerung in der sozialdemokratischen Presse durch einen Kongressbeschluss beeinträchtigt werden könne. Man solle sich also bei der Kongresswahl vorsehen. Nun sagt Herr Bebel:

Man beachtete die Parteileitung auch, lächerlich genug, die freie Meinungsäußerung in der Partei zu unterdrücken und das Verschwinden sogenannter „unabhängiger Blätter“ (sic!) wie der „Volks-Tribüne“ und der „Sächs. Arbeiterzeitung“ herbeiführen zu wollen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich das las. Welche Lügen müssen speziell unter den Berliner Genossen, kolportiert werden, wenn Herr Bebel sich zu solchen Behauptungen verhalten konnte; an diesen Behauptungen ist auch nicht ein wahres Wort und es ist gelinde gesagt, eine Leichtfertigkeit ohne Gleichen, sie in die Welt zu setzen, ohne den Schatten eines Beweises.

Daß die Parteileitung selbst in dem Augenblick, wo eine andere Ordnung der Dinge in der Partei malsich war, die Gelegenheit ergriff, mit entscheidenden Anträgen vorzugehen, das beweisen die Anträge und Vorlagen, die sie der Fraktion machte und die in den mittlerweile erfolgten Verhandlungen zur Kenntnis Aller gelangten und zum Theil noch gelangen werden. Ich muß annehmen, daß Herr Bebel von diesen Plänen einigermaßen unterrichtet war, wie ich das Gleiche von den Redaktionen derjenigen Blätter voraussetze, die in dieser Sache gegen die Parteileitung das Wort ergriffen. War das nicht der Fall, dann war es nicht weniger unverantwortlich, den Streit zum Gaudium unserer Gegner und zum Schaden unserer Partei vom Saune zu brechen.

Was speziell die „Volks-Tribüne“ betrifft, so kann ich versichern, daß der Organisations-Entwurf, auf welchen Bebel anspielt, mir bekannt war, ehe ich jene oben erwähnten Ausführungen schrieb. Der Paragraph, in welchem dem Parteivorstande die Kontrolle über die prinzipielle Haltung der Parteiorgane zugestanden wird, gestattet sicherlich eine verschiedene Auslegung. Unter dem Schutze einer solchen „Kontrolle“ kann eine scharfe Zentralisation der Presse, die jede weitergehende Unabhängigkeit ausschließt, eingeführt werden. Hierum handelte es sich. So schreibt auch ein durchaus auf Bebel's Seite stehender deutscher Korrespondent der „Wiener Arbeiter-Zeitung“:

Abgesehen von ganz nebensächlichen lokalen Differenzen, dürfte am Kongresse nur eine Frage lebhaftere Erörterung hervorrufen: die Frage, vor welcher jede sozialistische Partei schon oftmals gestanden hat, welche ganz naturgemäß immer erörtert werden muß, wenn es sich um die Frage einer Reorganisation und um Festlegung einer Taktil handelt, die Frage, ob die Partei zentralistisch oder föderalistisch organisiert werden soll. Daß diese Frage nach Aufhebung des Sozialistengesetzes erörtert werden muß, ist so selbstverständlich, daß gerade der entgegengegesetzte Fall auffällig wäre. Und ebenso selbstverständlich ist es, daß verschiedene Anschauungen über diesen Punkt in einer so großen Partei, wie es die deutsche Sozialdemokratie ist, herrschen müssen.

Nach den Erklärungen, die Bebel abgibt, liegt es der Fraktion gänzlich fern, jene Kontrolle zu einer Beeinträchtigung der Freiheit unserer Presse auszunutzen. Die Genossen werden sich freuen, daß ihre Besorgnisse in diesem Punkte augenblicklich unbegründet erscheinen; sie werden es aber verstehen, daß die „Tribüne“ gegen jeden Versuch einer derartigen Beeinträchtigung jederzeit auf's schärfste Stellung nehmen muß.

Conrad Schmidt.

### Die Frauen und die Politik.

zt. Die Großindustrie, welche durch immer ausgedehntere Anwendung der mechanischen Kräfte alle produktive menschliche Arbeit nivellirt, die Leistung des Einzelnen im Gesamtprodukt untergehen läßt, hat eine totale Revolution in der Rolle und Stellung der Frau bewirkt. Sie macht die Frau in ihrer wirtschaftlichen Funktion innerhalb der Gesellschaft dem Manne gleich und ebenbürtig. Indem sie die eigentlichen Kraftleistungen den eisernen Armen der Maschine überträgt und statt der Kraft vor allem Geschwindigkeit und Geschicklichkeit in der Verrichtung mechanischer Handgriffe fordert, ermöglicht sie es auch der Frau, gesellschaftliche Arbeit zu leisten, welche der des Mannes in jeder Beziehung gleichwerthig ist. Die Frau produziert nicht mehr unter besonderen Bedingungen in engebrenzter Häuslichkeit, sie arbeitet wie der Mann in der Fabrik, im Geschäft.

Die sozialpolitische Emanzipation des weiblichen Geschlechts wird nun nicht mehr ausschließlich auf Grund eines unbestimmten und höchst veränderlichen Gerechtigkeitsprinzips gefordert. Nein, die Emanzipationsforderung stützt sich vielmehr auf die wirtschaftlichen Zustände selbst; sie will die Gleichstellung von Mann und Frau aus dem Gebiet der Produktion auch auf das politische Gebiet übertragen.

So durchgreifend auch die Revolution ist, welche sich schon in der wirtschaftlichen Thätigkeit der Frau vollzogen, so wenig ist noch für ihre sozialpolitische Gleichstellung geschehen. Dieses schreiende Mißverhältnis zwischen der wirtschaftlichen Bedeutung und der politischen Rechtlosigkeit der Frau bildet den Ausgangspunkt der modernen Emanzipationsbewegung.

Gewiß, in der heutigen Gesellschaft bedeuten die sozialpolitischen Rechte noch wenig genug. Sie bleiben für die große Masse todter Buchstabe, so lange die ökonomische Abhängigkeit des Proletariats vom Kapitalisten noch fortbesteht. Für das weibliche Geschlecht würde aber trotzdem die Zuerkennung sozialpolitischer Rechte ein Fortschritt sein; die prinzipielle Anerkennung seiner sozialen Gleichheit und Freiheit, das Ende seiner sozialen Minderjährigkeit, seiner Bevormundung durch das männliche Geschlecht und die der Mannesherrschaft unterworfenen Familie wäre damit ausgesprochen. Die Frau würde durch die ihr ertheilten sozialpolitischen Rechte wenigstens im Prinzip und vor dem Gesetz der einen Knechtschaft entzogen, der Knechtschaft durch den Mann, die nicht einmal mehr den Anschein einer Berechtigung für sich hat, seitdem die Frau in der Gesellschaft eine ökonomisch vom Manne unabhängige Existenz führen kann.

Allerdings hieße es Feigen von den Dornen und Trauben von den Disteln erwarten, wollte man folgern, daß die Gesamtheit der Frauen durch Erlangung der sozialpolitischen Rechte auch schon in der bestehenden Gesellschaft thatsächlich ihre vollständige soziale Befreiung verwirklichen könne. Vollkommen emanzipirt wäre in der Folge nur die Frau der Großbourgeoisie, die Frau, welche Dank ihres Besitzes in die heilige Gilde des Unternehmers d. h. Mehrwerthnehmers eintreten kann. Die bei weitem größte Masse der Frauen, das weibliche Proletariat bliebe dagegen in den Ketten des Kapitals, in einer Stellung, die nur die schamloseste Heuchelei als Freiheit zu bezeichnen vermöchte. Die Geschichte der Arbeiterklasse ist ja ein einziges überwältigendes Beispiel, wie es mit der politischen Freiheit, der sozialen Gleichheit Aller vor dem Gesetz beschaffen ist, so lange das kapitalistische System den Lohnarbeiter in sozialer Drückerei erhält.

Jedoch aus dieser Thatsache schließen, daß der Besitz allgemeiner, staatsbürgerlicher Rechte überhaupt ohne Werth für das weibliche Geschlecht sei, wäre im höchsten Grade einseitig. Zeigt die Geschichte der Arbeiterklasse einerseits den beschränkten Werth der politischen Freiheit bei ökonomischer Abhängigkeit, so lehrt eben diese Geschichte gleichzeitig, welchen Gebrauch die ökonomisch hörige Klasse von ihren politischen Rechten machen kann und machen muß, um ihre völlige soziale Emanzipation zu erkämpfen. Der Entwicklungsgang des Proletariats thut in unzweideutiger Weise kund, daß die sogenannte politische Rechtsgleichheit aller Gesellschaftsbürger nicht Selbstzweck, kein Heil an sich ist, daß sie aber, wenn in richtiger Weise gebraucht, ein treffliches Mittel zur Erreichung des letzten Zieles, der wirtschaftlichen Volksbefreiung, bildet.

Hierin liegt von vornherein der tiefe prinzipielle Unterschied, welcher die für Erringung sozialpolitischer Rechte kämpfenden Arbeiterinnen von den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen trennt und trennen wird. Was den letzteren Selbstzweck, ist Ersteren nur Mittel zum Zweck und kann auch in Folge ihrer Klassenlage nun und nimmer mehr als ein solches sein. Der ganze unverföhnbare Gegensatz der Klassen gelangt in dieser verschiedenen Auffassung zum Ausdruck.

Von dem gekennzeichneten Standpunkt aus ist es aber auch für die Masse der Frauen von praktischer Bedeutung, ob sie sozialpolitische Rechte besitzen oder nicht. Ihr Besitz bedeutet für die Arbeiterinnen eine Waffe mehr, welche sie im Kampfe um ihre ökonomische Emanzipation vom Kapitalisten mit Erfolg führen können. Wollten die Arbeiterinnen auf die Erringung sozialpolitischer Rechte als auf ein nutzloses Etwas verzichten, so wäre das ebenso falsch, als wenn sie die Bedeutung dieser Rechte überschätzen wollten. Seien wir logisch. Entweder sind die sozialpolitischen Rechte wichtige Waffen im Kampfe für die soziale Emanzipation, oder sie sind es nicht. Sind sie es nicht, warum dann den Arbeitern

den Gebrauch derselben empfehlen und lehren, warum dann in Ländern, wo das Proletariat jene Rechte noch nicht besitzt, ihre Erringung zu einem Programmpunkte der Arbeiterbewegung machen? Sind sie es aber, warum dann nicht mit aller Energie dafür eintreten, daß das ungeheuere Meer der Proletarierinnen zum eigenen Vortheil und zum Vortheil des gesamten Proletariats diese Waffe gleichfalls erhält und gebraucht? Wenn die sozialpolitischen Rechte es dem Arbeiter ermöglichen, gegen die ökonomische Vernechtung und Ausbeutung durch den Kapitalisten anzukämpfen, so würden sie auch die Arbeiterinnen dazu befähigen. Die Arbeiterin schafft genau unter den nämlichen Bedingungen wie der Arbeiter, sie muß also auch wie dieser ihre Interessen verteidigen und wahren können. Was für das männliche Proletariat von Nutzen ist, das kann für die Masse der Arbeiterinnen nicht von Schaden sein. Uns scheint, daß bei der Antwort auf die oben gestellte Frage kein „wenn“ und „aber“ zulässig ist, sondern nur ein klipp und klares „entweder, oder.“

Arbeiter wie Arbeiterin haben in der jetzigen Gesellschaft das nämliche Ziel: Zerstörung der ökonomischen Abhängigkeit durch Umwandlung des Privatbesitzes an den Produktionsmitteln in Gesellschaftsbesitz. Bei Erreichung des Zieles steht ihnen der nämliche Feind entgegen, der Kapitalist oder richtiger das kapitalistische System. Jedenfalls scheint es unter solchen Umständen auch rathsam, daß beide nach einem einheitlichen Plan und mit gleich guten Waffen kämpfen, besonders wenn der eine Theil diese Waffen schon erprobt und für dienlich befunden hat. Wie würde ein Feldherr erscheinen, der es für angebracht hielte, wenn eine Hälfte seines Heeres mit den modernsten Schusswaffen ausgerüstet, die andere dagegen nur mit der mittelalterlichen Armbrust bewaffnet in die Schlacht zöge? Erkennt man einmal die Nothwendigkeit an, die Arbeiterinnen als wichtigen Bestandtheil des Proletariats in die Arbeiterbewegung zu ziehen, sie zu Kampfesgenossen zu machen, so muß man auch aus allen Kräften darnach streben, sie so vielseitig und vollkommen als möglich für den Kampf auszurüsten. Die Agitation für die sozialpolitischen Rechte der Frauen ist dann keine fruchtlose mehr, denn sie kommt der Hauptsache nach der Arbeiterbewegung selbst zu Gute, indem sie ihr auf alle Fälle besser geschulte und entwickelte und besser ausgerüstete Kämpferinnen zuführt.

Alle Einwände, welche gelegentlich gegen die Unreise und Rückständigkeit des weiblichen Geschlechts als Hinderniß seiner Einsetzung in die sozialpolitischen Rechte erhoben werden, hat man schon bis zum Ueberdruß von dem reaktionären Junkerthum und liberalen Bürgerthum gehört, als es sich darum handelte, der Arbeiterklasse ihre sozialpolitischen Rechte zu verleihen. Aengstlich wie junge Vogelbrut piepsten die Gewissen der Herren bei dem Gedanken, der „liebe Bruder in Christo“ oder der „Bruder Arbeiter“ könne die Waffe der sozialpolitischen Rechte ungeschickt gegen sich selbst lehren und seine „eigensten, besten“ Interessen schädigen, die ja nur diese Herren aus christlicher Nächstenliebe oder aus Liberalismus kannten und wahren.

Gewiß, ein Theil der Arbeiterklasse hat noch nicht gelernt, die sozialpolitischen Waffen gegen den Gegner zu lehren. Aber von einem großen Theil des Proletariats gilt trotz aller Unkenntnis schon heute das Gegentheil, und unter dem Druck der Verhältnisse, welche die wirksamste Agitation zur Erkenntniß der wahren Interessen führen, wird die Zahl der Arbeiter immer größer, welche sich mit klarem Zielbewußtsein ihrer sozialpolitischen Rechte bedienen.

Das Gleiche wird auch von den Arbeiterinnen gelten. Ein Theil von ihnen wird sich jedenfalls anfangs zu Nutz und Frommen der Reaktion leithammeln lassen, die Masse wird jedoch nach und nach zur richtigen Erkenntniß ihrer Interessen und Klassenlage gelangen und einsehen, daß nur eine Partei, die sozialistische Arbeiterpartei, dieselben rückhaltlos vertritt. Und der Prozeß der Erkenntniß wird sich wahrscheinlich bei den Arbeiterinnen noch rascher vollziehen. Dank der fertigen Muster, welche ihnen die bisher von dem männlichen Proletariat allein getragene Arbeiterbewegung an die Hand gibt, werden die Arbeiterinnen die Kinderjahre ihrer politischen Erziehung in schnellem Tempo durchheilen.

Da die Mehrzahl der Frauen mit der fortschreitenden kapitalistischen Entwicklung in die Industrie gezogen und damit auf den Sozialismus hingewiesen wird, würde die sozialpolitische Emanzipation der Frau der Arbeiterpartei zu Gute kommen. Der Widerstand, auf den die Bestrebungen, den Frauen das Koalitionsrecht, das Wahlrecht zu politischen und ökonomischen Körperschaften zu verleihen, in den höheren Regionen stößt, erklärt sich nicht bloß aus dem Vorurtheil gegen das „ewig Weibliche“. Zum großen Theil ist es heutzutage ein Ausdruck der Furcht vor der Klassenbewußtwerdenden Proletarierin, die unter dem Druck der Verhältnisse in Reich und Glied gegen den Kapitalismus tritt.

Darum Kampf für die wirtschaftliche und politische Organisation der Arbeiterinnen! Sozialpolitische Rechte für die Frau, nicht weil ein paar tausend Damen der Bourgeoisie auf Grund ihrer Bildung und Aufklärung dieselben beanspruchen, sondern weil Millionen von Arbeiterinnen in der Gesellschaft unter gleichen Verhältnissen wie die Männer produktiv thätig sind! Sozialpolitische Rechte für die Frauen nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck, als Waffe, mit der die

Proletarierin Schulter an Schulter mit dem Proletarier um ihre ökonomische Unabhängigkeit und um ihre volle soziale Emanzipation kämpft.

### Kapitalistenringe in Deutschland.

§. Die Zahl der unter dem Namen Trusts, Konventionen, Kartelle, Syndikate, Ringe u. bekannt gewordenen Kapitalistenvereinigungen hat im Laufe der letzten Jahre speziell auch in Deutschland einen enormen Zuwachs erfahren, welcher im Allgemeinen dem Publikum, das nicht zu den Großproduzenten oder Börsenspekulanten gehört, nur wenig bekannt sein dürfte. In der That giebt es in unserem Lande gegenwärtig nur wenige Produktionszweige, in welchen die Ringwirtschaft nicht in Blüthe steht; und wo man noch nicht so weit ist, da suchen die Großproduzenten fieberhaft, einen solchen Bund zu Stande zu bringen.

Gewöhnlich wird Amerika als das Musterland der Trusts betrachtet. Mit Recht, namentlich mit Bezug auf ihre Größe, Organisation und die Nischenhaftigkeit des mobilen und immobilien Kapitals, welches in ihren Händen zentralisiert ist. Was jedoch die Zahl der bestehenden Industrie-Kartelle anbetrifft, so marschirt Deutschland jetzt, oder vielmehr schon im vergangenen Jahre, an der Spitze aller kapitalistischen Nationen. Während nämlich im Jahre 1889, alle Zweige der Industrie zusammen genommen, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 62 Kartelle bestanden, zählte Deutschland deren bereits 95, das heißt über 50 Prozent mehr als selbst Amerika. Es thut der Bedeutung dieser Zahl keinen Abbruch, daß ein geringer Theil der Ringe sich nicht auf Deutschland allein beschränkt, sondern sich außerdem noch über Frankreich und England erstreckt, ja, wie der Zinkring, die ganze europäische Produktion umfaßt. Dieser letztere Umstand beweist nur, zu welcher kolossalen Ausdehnung die Kartelle bereits diesseits des atlantischen Ozeans gediehen sind, und daß die amerikanische Nischenrepublik sich auf dem genannten Gebiete vielleicht bald von Europa überflügelt sehen wird.

In der Metallindustrie, der Holzindustrie, der Glasindustrie, der Kohlenindustrie (namentlich der schlesischen), in der chemischen Industrie und vielen anderen bestehen zahlreiche mehr oder weniger feste Kapitalistenkartelle, welche durch den engen Zusammenschluß der in Betracht kommenden Produzenten einer Branche und durch Einschränkung der Produktion, proportional der Leistungsfähigkeit der einzelnen Glieder der Konvention, die Herrschaft über den Markt zu erlangen und ihre Waare zu Monopolpreisen loszuschlagen suchen. In manchen Branchen bestehen sogar Uebereinkommen, denen eine besondere Abmachung gar nicht vorangegangen ist, die indessen ebenso wirken können, wie offiziell geschlossene Syndikate. Die Fabrikanten finden es zweitens angesichts des über-vollen Marktes vorteilhafter, stillschweigend die Produktion zu vermindern und dieselbe dem Bedarf anzupassen, als sich durch fortgesetztes Unterbieten unter bedeutenden Kapitalverlusten gegenseitig zu Tode zu hegen. Ein solches stillschweigendes Uebereinkommen besteht gegenwärtig beispielsweise in der Fabrikation von doppeltchrom-sauren Alkalien, welche Branche nur die Hälfte von dem produziert, was sie produzieren könnten.

Für heute soll uns speziell die chemische Industrie beschäftigen, in welcher das Ringwesen ganz besonders stark ausgebildet ist. Es giebt in derselben kaum einen in größerem Maßstabe hergestellten Artikel, für den nicht ein Syndikat besteht, falls er nicht etwa durch Patent geschützt ist. Monopolpreis auf alle Fälle, das ist heute das Lösungswort des Kapitals!

Und zu welcher Höhe diese Monopolpreise durch die Mächenschaften der Syndikate emporschnellen müssen, bei Strafe direkter Verluste seitens der Fabrikanten, ergibt sich, wenn man die starke Einschränkung der Produktion bedenkt. Ungeheure Kapitalien liegen unverwendet brach da, und doch sollen sie verzinst werden. Die Syndikatspreise werden daher so hoch über dem wirklichen Waarenwerthe normirt, daß nicht nur das faktisch in Bewegung gesetzte, sondern auch das todte Kapital voll verzinst wird. Kein Wunder, daß sich für manche Produkte der chemischen Industrie die Preise, wie wir sehen werden, fast verdoppelt, ja fast verdoppelt unter gleichzeitigen außerordentlichen Fortschritten in den Produktionsmethoden.

Freilich bedeuten hohe Preise im Inlande vermehrte Konkurrenz vom Auslande. Aber da fügt es sich zum Glück, daß dieselben biederer Syndikats- und Kartellbrüder nicht nur Waaren, sondern auch Gesetze beliebig fabrizieren können, daß sie nicht nur die Industrie in ihrer Hand halten, sondern zugleich auch an der Quelle der Gesetzgebung sitzen, aus welcher nach Belieben schöpfen zu können, ihr Klassenprivilegium ist. Die inländische Konkurrenz ist durch das Syndikat aufgehoben, gegen die ausländische Konkurrenz bewilligt man sich einfach einen Wall von Schutzzöllen und verschafft sich günstige Transportbedingungen in Gestalt von niedrigen Eisenbahntarifen. Endlich sind niedrige Arbeitslöhne ein gar beliebtes Mittel, sich konkurrenzfähig gegenüber dem Auslande zu halten. Während man einerseits die Preise weit über den Waarenwerth hinauffraubt, wird andererseits die Arbeitskraft unter ihrem Werthe bezahlt.

Bei der rücksichtslosesten Ausbeutung ihrer Monopole hat sich die für praktischen Christenthum und Patriotismus schwärmende deutsche Bourgeoisie im hellsten Lichte gezeigt. Welch ein schöner Beweis von christlicher Nächstenliebe ist zum Beispiel das zur Zeit der Influenza-

epidemie angestrebte Chininsyndikat! Schade nur, daß die Epidemie so kurzlebig war; sie hätte bei längerer Dauer einen ehrlichen Gewinn abgesetzt für manchen ehrlichen Christenmenschen. Und welche einen Beweis von nationaler Begeisterung bilden gegenwärtig die hohen Preise für Pikrinsäure, raffinierten Stomper (für das rauchlose Pulver verwandt), für Phenol (Karbolsäure) u. Selbst Handelsberichte sehen sich gezwungen zuzugestehen, daß „für viele Produktionszweige die großen Summen, welche für staatliche und militärische Zwecke verausgabt werden, die Pfeiler hoher Dividenden bilden.“\*) Der Bewilligungseifer des Reichstags für den Militarismus kommt unserem „Nationalwohlstand“ zu Gute! Ein Lohn der Tugend!

Aber wie alles Gute in dieser Welt, so haben auch die Industriekartelle ihre Schattenseiten. Häufig genug kommt es vor, daß Kartellmitglieder ihre Verpflichtungen insgeheim umgehen, hinter dem Rücken des Kartells trotz der ihnen drohenden hohen Konventionalstrafen blind drauflos produzieren und zu niedrigeren Preisen als denen des Syndikats zu verkaufen suchen. Andererseits ist es eine fast regelmäßig beobachtete Erscheinung, daß hohe Syndikatspreise neue Produktion hervorrufen. Durch das plötzliche Auftauchen eines neuen Konkurrenten im selben Industriezweige beginnt ein Kampf auf Tod und Leben, der entweder mit dem völligen Ruin des neuen Konkurrenten endigt oder mit dem erzwungenen Beitritt desselben zum Syndikat.

So wird in der deutschen Alaunfabrikation in der Regel auf je ein Jahr eine Konvention geschlossen, welche die Höhe der Produktion bestimmt, die Preise festsetzt, die Produzenten in Gruppen einteilt und das Absatzgebiet der einzelnen Gruppen genau begrenzt. Die stabilen Syndikatspreise hatten nun zur Folge, daß im Frühjahr 1889 eine neue große Alaunfabrik gegründet wurde, die sich dem Syndikat nicht anschloß, wohl aber demselben eine empfindliche Konkurrenz bereitete. Der Abfall der der Nordostgruppe Deutschlands angehörigen Mitglieder der Konvention zeigte daher im Jahre 1889 einen erheblichen Ausfall, obgleich der Konsum im gesammten Distrikte mindestens als ebenso stark wie im Jahre 1888 veranschlagt wird. Jedoch ist die Konvention, die Ende 1889 abließ, für das Jahr 1890 wieder zu Stande gekommen; es gehören ihr sämtliche Alaunproduzenten des deutschen Reiches an, welche in zwei Gruppen getheilt sind. Um aber nicht weitere Konkurrenz hervorzurufen, beschloß man, den Alaunpreis herabzusetzen.

Das Uebereinkommen, welches von den englischen, deutschen und französischen Fabrikanten von Oxalsäure geschlossen wurde, zu dem Zwecke, die durch große Ueberproduktion entstandene ungünstige Lage dieser Industrie durch gemeinsame Regelung der Produktion und der Preise zu bessern, ist, nachdem es einige Zeit bestanden hatte, wieder aufgelöst worden. Die Folge war, daß der künstlich von dem Syndikat hoch gehaltene Preis von 92 Mark pro 100 Kilogramm sofort auf 60 Mark herabging. Welche kolossalen Gewinne aber die Oxalsäurefabrikanten trotz des kurzen Bestehens der Konvention eingestekt haben müssen, geht aus dem jetzigen niedrigen Preise hervor. Denn die Darstellung der Oxalsäure erfordert ein sehr bedeutendes Quantum Brennstoff, und dieser ist bekanntlich in letzterer Zeit außerordentlich im Preise gestiegen. Der jetzige niedrige Preis wird jedoch nothwendigerweise zur Bildung einer neuen Konvention führen, selbst wenn die Engländer wie gewöhnlich dabei den Löwenantheil einheimischen sollten.

Ähnlich liegt es auf dem Gebiet der Chlorkalk-Industrie. England ist der bedeutendste Chlorkalkproduzent, nach ihm kommen Deutschland und Oesterreich. Jedoch reicht die deutsche Chlorkalkproduktion nicht aus, um den inländischen Bedarf allein zu decken; Deutschland ist daher zum Theil auf den englischen Import angewiesen. Seit 1884 bestand hier eine Konvention, welche jetzt zusammengebrochen ist. Die nächste Folge war, daß durch die Konkurrenz der Preis um 40 pCt. zurückging. Vor dem Eintritt der Konvention stand der Preis auf etwa 80 Mark pro Tonne. Derselbe wurde danach anfänglich auf 120 Mark pro Tonne festgesetzt, bald aber auf 140 und schließlich auf 160 Mark pro Tonne gesteigert; der Preis war also im Ganzen um 100 Prozent gestiegen. Gegenwärtig schwankt die Notirung für Chlorkalk zwischen 100 und 120 Mark pro Tonne; dieselbe ist jedoch weniger deshalb so niedrig gestellt, um Geschäfte zu machen, als in der Absicht, die abtrünnigen Mitglieder der früheren Konvention für neue Vereinbarungen zu präpariren. Aber selbst wenn es nicht gelingen sollte, eine neue Konvention zu Stande zu bringen, darf man auf eine längere Dauer des jetzigen niedrigen Preises nicht rechnen. „Derselbe wird hauptsächlich dazu dienen, bei einer Anzahl schlecht situirter Fabrikanten den unter den gegenwärtigen Verhältnissen rasch verlaufenden Prozeß des Ruinirtwerdens zu beschleunigen. Die Ueberlebenden werden sich dann zu gemeinsamen Handeln rasch verständigen und den Preis wiederum erhöhen.“ Diese offene cynische Sprache fährt der oben zitierte Handelsbericht. Was ist es auch weiter? Die glücklichen Sieger schreiten eben immer über die Leiber der Gefallenen hinweg.

Für eine andere Industrie, für die des Chloroforms, bildet der Chlorkalk, neben Spiritus, das Rohmaterial. Eine Konvention, welche jetzt in dieser Industrie geschlossen worden ist, diktiert den Konsumenten die Preise. Dieselben sind jetzt, wo die Preise von Chlorkalk und

Spiritus ganz erheblich zurückgegangen sind, um zirka 30 Prozent höher als zu der Zeit, wo für das Herstellungsmaterial die höchsten erhörten Preise gefordert wurden. Man sieht, um die Preise des Rohmaterials u., also um die Produktionskosten, kümmern sich die Konventionen nicht einen Pfifferling. Die despotische Macht, welche durch die Monopolisirung eines ganzen Industriezweiges in ihre Hand gelegt ist, setzt sie in den Stand, ihre Bedingungen beliebig zu stellen.

Mehr oder weniger bedeutende Gewinne haben die Syndikate erzielt, welche die Fabrikation von Borax, Brom, Jod, Pottasche, Soda, Phosphor, Bleizucker und so weiter monopolisirt haben. Man kann fast sagen, daß sich das Auf-und-ab, die wechselnden Auflösungen und Neubildungen der Ringe, direkt an den Preisschwankungen der Produkte in den einzelnen Industrien verfolgen lassen.

Ein geheimnißvolles Dunkel schwebt gegenwärtig über dem Salpeter-, Jod- und Kampher-Markt, und was sich aus diesem Dunkel heraus entwickeln wird, werden jedenfalls kolossale Syndikate sein. Besonderes Interesse nimmt der Kampher-Markt in Anspruch. Seitdem der Kampher zur Herstellung des rauchlosen Pulvers (in Höhe von 8 pCt. neben 72 pCt. Nitroglycerin und 20 pCt. Colloidiumwolle) verwandt wird, hat ein jähes Stöden der Kamphereinfuhr aus Japan stattgefunden. Diejenigen, welche an einer Beschränkung der Kamphereinfuhr interessiert sind, sprengten bisher das Gerücht aus, daß die Erhöhung des Rohkampherpreises das Resultat der massenhaften Zerstörung der Kampherbäume seitens der eingeborenen Japanesen sei. Dies Gerücht ist jedoch, wie sicher festgestellt worden ist, erfunden. Wahrscheinlich ist, daß die großen Hamburger Kampher-Kaffineure zusammen mit Londoner Kaufleuten, bei der Aussicht auf eine rapide Zunahme des Kampherkonsums, sich mit den japanischen Großhändlern unter eine Decke gesteckt haben, um das Angebot einzuweilen zu verringern und den Preis zu treiben. Im vorigen Jahre wurde raffinirter Kampher in Hamburg, dem als Sitz der größten Raffinerien hierfür maßgebenden Plage, mit 270 Mark notirt; dieser Preis stieg jedoch bald auf 360 Mark und hat sich gegenwärtig auf 550 Mark festgesetzt, während der rohe Kampher auf dem Londoner Markte 220 Mark erreichte.

Die künstliche Hemmung der Kamphereinfuhr kann aber für ihre Veranstalter eine äble Folge haben: den Ersatz des Kamphers im rauchlosen Pulver durch anderes Material. Der Gedanke an eine billige Herstellung und versuchsweise Verwendung des salzsauren Terpentindihydrats, welches früher schon als künstlicher Kampher eine kurze Rolle spielte, liegt nahe genug, zumal dasselbe sich für den angeführten Zweck der bedeutenden Gasentwicklung wegen sehr gut eignet. So kann das Kampher-syndikat unter Umständen schon dem Tode geweiht sein, ehe es sein Monopol gründlich ausgebeutet hat.

Eine große Gefahr droht vielen verbündeten und nicht verbündeten Fabrikanten der deutschen chemischen Industrie von Seiten der Etablissements, welche einen Skordon um die riesigen Mineralbergwerke von Staßfurt-Leopoldshall gezogen haben. Diese Punkte entwickeln sich immer mehr zur Zentralfabrik der chemischen Industrie Deutschlands, wenn nicht Europas und befinden sich in den Händen eines Syndikats. Von der Produktionsfähigkeit der genannten Werke kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß von sämtlichen dem Verkaufssyndikate der Kaliwerke unterstellten Fabriken im vergangenen Jahre

7,699,500	Meter-Zentner	Karnallit
583,000	"	Kainit
158,000	"	Sylvinit

gefördert wurden, und daraus dargestellte Produkte, namentlich Chlorkalkum, nach allen Theilen Europas wie Amerikas gingen. Der tägliche Abfall an Salzsäure beträgt 10 000 Kilogramm. Die Darstellung von Chlorkalk daselbst und mithin die Verdrängung Englands vom deutschen Markt ist nur eine Frage der Zeit; ebenso die Monopolisirung der Fabrikation von Chlorkalkum-Pottasche und anderen sehr wichtigen Artikeln der chemischen Industrie.

Aus den wenigen von uns angeführten Thatsachen erhellt schon zur Genüge, welches vortreffliche Mittel für die rapide Zentralisation der Kapitalien die Syndikate u. abgeben. Wir begrüßen sie als ein nicht mißzuverstehendes Symptom der Umwandlung, welche sich in der heutigen Gesellschaft vollzieht.

### Noch einmal der Verein Jugendschutz.

Frau Bieber-Böhm, die Vorsitzende des Vereins Jugendschutz, ersucht uns um Aufnahme folgenden Schreibens:

„Mir wurde die Nr. 30 der „Volks-Tribüne“ zugesandt, die einen Artikel mit irrtümlichen Angaben über den Verein Jugendschutz enthält. Ich erbitte von Ihrem Gerechtigkeitsinn, diesen Brief mit der Richtigstellung der Thatsachen ebenfalls in Ihrer Zeitung zu veröffentlichen.“

Der Verein Jugendschutz ist von der reinsten Menschenliebe ins Leben gerufen worden. Entgegen dem unwürdigen Standpunkt, der die Klassen gegen einander aufzuheben sucht, entspringt er der Erkenntnis, daß jeder Mensch an der Veredelung und dem Wohl der ganzen Menschheit mitzuhaben hat, daß es daher auch Pflicht jedes Menschen ist, seinem schwächeren, unbeschützten Mitmenschen zu helfen und die Sittlichkeit Aller zu heben.

Durch unsere Heimathäuser wollen wir dazu beitragen. Es ist ein Irrthum, daß diese die Preise noch mehr drücken sollen.

Wir nehmen dieselben Preise, die für Schlafstellen gezahlt werden und wenden uns nur an diejenigen jungen, unbescholtenen Mädchen, die nicht das Glück haben, bei Eltern, oder Verwandten oder bei guten Leuten zu wohnen.

\*) Handelsbericht von Gebe & Co., Dresden-Konstab., April 1890, Seite 38.

Ob es eine Verbesserung ist, wenn sie freundliche Wohnung, gutes, billiges Essen, Besetzung, Arbeitsstube, Arbeitsnachweis, Haushaltungsunterricht haben können, das werden die jungen Mädchen selbst sehr bald erkennen.

Die Hausordnung lautet: Die Mädchen haben sich untereinander verträglich zu zeigen, der Vorsteherin Achtung zu erweisen und sind zu einem sittlichen, geordneten Verhalten verpflichtet.

Das Ausgehen steht ihnen jederzeit frei, wenn sie der Vorsteherin davon Mittheilung machen, die ihnen auf das freundlichste Mutterstelle vertreten wird.

Ob diese Hausordnung so streng ist, daß sie Viele abschrecken wird, laßt des Artikels in Nr. 30, steht nicht zu befürchten, denn den Anfragen entsprechend, die alle Tage eintreffen, müssen wir sehr bald das 2. und die nächsten Heime eröffnen.

Ich überlasse es Ihren Leserinnen zu entscheiden, ob es eine Besserung der Lage der jungen und unbescholtenen, alleinlebenden Arbeiterinnen ist, wenn sie wissen: sie haben einen Ort, wohin sie sich wenden können, um Theilnahme, Rath und Hilfe zu finden, wenn sie wissen, daß kein Mädchen mehr durch die Noth und durch ihre Verlassenheit gezwungen werden kann, sich zu verkaufen.

Wir ist es eine Freude, daß mein Ruf zum Schutze der Jugend bei den besten Elementen aller Parteien und aller Klassen Anhang gefunden hat und sich Arm und Reich gleich gerne an dieser Bestrebung für die Hebung der Sittlichkeit, also für das Wohl der ganzen Menschheit hehligelt.

Mit der Bitte, unsere Sache unparteiisch zu beurtheilen und sie auch fördern zu wollen, zeichne ich u. s. w.

Inwiefern die in dem Artikel unseres Mitarbeiters enthaltenen Angaben irrtümlich sind, geht aus dem mitgetheilten Schreiben nicht klar hervor. Es ist unklar, sagt Frau Bieber-Böhm, „daß unsere Heimathshäuser die Preise drücken sollen.“ Aber wenn ist

es eingeleitet, eine solche Absicht dem Verein unterzuziehen? In jenem von uns mitgetheiltem Aufsatz, der sich an den Vortrag des Dr. Angerstein eng anschloß, wurde nur gesagt: Sollte durch die Heimstättengründung das Mietzgeld der in ihnen wohnenden Arbeiterinnen erheblich ermäßigt werden, so wäre dies für die Fabrikanten ein Anlaß, den Lohn entsprechend herabzusetzen. Es war nur von einer Wirkung, keiner beabsichtigten Wirkung die Rede. Da Frau Bieber-Böhm erklärt, ihr Verein werde die gewöhnlichen Preise für Schlafstellen berechnen und stelle sich ausschließlich die Aufgabe, das Leben der alleinlebenden Arbeiterinnen weniger düster zu gestalten, so kommt natürlich jener als möglich gefühlte Fall und die aus ihm gezogene Folgerung in Wegfall. — Daß die in jenem Artikel gleichfalls ausgesprochene Annahme, die Hausordnung werde eine recht strenge und der Zutritt daher gering sein, nicht zutrifft, ist sicher sehr erfreulich. Es läßt sich auch nicht absehen, warum nicht Sozialdemokraten ebenso wie Mitglieder anderer Parteien an derartigen Wohlfahrtsanstaltungen thätigen Antheil nehmen sollten, wenn nur nicht fast unvermeidlich arge Missionen stets damit verknüpft wären. Frau Bieber-Böhm z. B. bezeichnet hier in ihrem Briefe den Standpunkt des Klassenkampfes als „unwürdig“. Sie meint also offenbar auch, er sei überflüssig, durch einträchtiges Zusammenwirken von Arm und Reich, durch wohlthätige Gründungen u. s. w., ließe sich das Elend aus der Welt schaffen! Darum ist es die Pflicht der sozialistischen Presse, auf die Ohnmacht aller solcher Experimente, an der Klassenlage etwas zu verbessern, immer wieder hinzuweisen. Lassalens Kritik der Schulze-Dehlig'schen Genossenschaften ist hierbei für uns maßgebend. — Daß jedoch eine Reihe der Arbeiterklasse angehöriger Individuen durch derartige Unternehmungen, wie sie der Verein Jugendschutz plant, besser gestellt werden kann und daß eine solche Besserung wünschenswerth sei — wer wollte das leugnen? Die Redaktion.

### Gewerkschaftliches.

#### Achtung! Arbeiter des Südens und Westens Berlins.

Gefundene Arbeiterblätter zur besseren Agitation in den Provinzen werden in folgenden Sammelstellen entgegengenommen: D. Klein, Ritterstraße 15, im Laden; G. Kesperau, Heim- und Bergmannstraße- Ecke, im Restaurant Ammer; Paul Suder, Fichtestraße 26; W. Berner, Bülowstraße 64; P. Schröder, Kreuzbergstraße 15. Diejenigen Genossen der Provinzen, welche Arbeiterblätter zur Vertheilung in ihren Kreisen zugefandt haben wollen, mögen ihre Adressen an Herrn Otto Klein, Zigarrenhändler, Berlin S., Ritterstraße 15, abgeben. Die Kommission. J. A.: Otto Klein, Ritterstraße 15.

**Freie Vereinigung der in der Schäftefabrikation beschäftigten Arbeiterinnen.** Versammlung am Sonnabend, den 9. August, Abends 8 $\frac{1}{2}$  Uhr, bei Remter, Münzstraße 11. Tagesordnung: 1. Volksernährung und Volks-Einkommen. Referent Herr Millarg. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragekasten. Herren und Damen als Gäste haben Zutritt. Nach der Versammlung: Gesellschaftliches Beisammensein.

**Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter** (E. G. Nr. 29) zu Hamburg, Filiale Berlin S. Mitglieder-Versammlung am Sonnabend, den 9. August, Abends 8 Uhr, in der Adler-Brauerei, Badstraße 67. Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Verschiedenes.

Nr. 19 der „Glühlichter“ wurde von der Staatsanwaltschaft mit Beschlagnahme belegt. Wegen technischen Schwierigkeiten kann die zweite Auflage erst nächste Woche erscheinen.

## Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

- Heft 1. **Der Mythos von der Gründung des Deutschen Reiches.** Von Hans Müller-Kosiod. (40 Seiten. Preis 15 Pf.)  
Heft 2. **Zur Naturgeschichte der antisemitischen Bewegung in Deutschland.** Von Gerhard Krause. (32 Seiten. Preis 15 Pf.)  
Heft 3. **Soziale Frage und Bodenverstaatlichung.** Von Dr. Conrad Schmidt-Berlin. (32 Seiten. Preis 15 Pf.)

Sieben erschienen:

### Heft 4

#### Die deutschen Arbeiter und das Gewerbechiedsgericht.

Von Max Schippel-Berlin. — (36 Seiten. Preis 15 Pf.)

Inhalt: Geschichtliches. — Gewerbechieds- und Sozialreform. — Die Regierung und das Wahlrecht der Arbeiter. — Die Regierung und die Rechte der Arbeiterinnen. — Die Regierung und die Arbeiter der Staatsbetriebe. — Die Regierung und die Innungsprivilegien. — Schlusszusammenfassung.

Preis 15 Pfennige.

Zu beziehen durch die bekannten Kolporteurs u. den Verlag der „Berl. Volkstribüne.“

## Achtung!

Allgem. Metallarbeiter - Verein Berlins und Umgegend.  
Sonnabend, den 16. August 1890,

# Großes Sommerfest

verbunden mit

## Sommernachts-Ball

in der

Brauerei Friedrichshain (früher Lips) am Königsthor.

Von 5 Uhr an: Großes Garten-Konzert,

ausgeführt von der 40 Mann starken Kapelle unter Leitung des Musikdirektors Herrn W. Finsterbusch und glücklicher Mitwirkung mehrerer Sängervereine.

Bei ungünstiger Witterung findet das Konzert im großen Saale statt.

Von 8 Uhr ab: Großer Sommernachts-Ball.

Bei eintretender Dunkelheit: Große Kinderpolonaise, wozu ein jedes Kind eine Stocklaterne gratis erhält. — Großer Boudouren. — Eröffnung des Gartens 3 Uhr. — Entree 30 Pf.

Programm an der Kasse gratis.

Billets sind bei den Vorstandsmitgliedern: J. Hartmann, Reichenbergerstr. 73 v. 4 Tr., A. Gerisch, Arbeitsnachweis, S. Kurgas, Antonstr. 6, D. Klein, Ritterstr. 15, G. Wolff, Reichenbergerstr. 14a, ferner bei den Vergnügungs-Kommissions-Mitgliedern: P. Sep, Köpcke-Str. 151 v. 4 Tr., C. Jaleski, Oranienstr. 187, Seitenstr. 4 Tr., C. Grau, Wendensstr. 2 v. 3 Tr., D. Wandelt, Lypelnerstr. 12 v. 4 Tr., A. Schiefel, Wilsnaderstr. 11, zu haben.

Das Vergnügungs-Komitee. J. A.: Paul Sep.

Freie Vereinigung der Maurer Berlins und Umgegend.

Sonnabend, den 16. August 1890:

# Sommernachts-Ball

verbunden mit

## Konzert und Theater-Vorstellung

in der „Pott-Brauerei“, Tempelhofer Berg.

Billets à 50 Pfg. sind bei folgenden Komitee-Mitgliedern zu haben: Carl Wagner, Admiralsstr. 27; Gustav Masche, Kottbuserdamm 1; Vaganz, Bülowstr. 51 bei Pankow; Helterhof, Reuditzstr. 31, 3 Tr.; August Schulz, Schönhauser Allee 174, Hof 3 Tr.; Franz Wegner, Blumenstr. 29, 3 Tr.; Voß, Bergmannstr. 26, v. 4 Tr.

Die Kollegen und deren Damen, welche an dem Vergnügen theilnehmen wollen, ersuchen wir, des vorhergehenden Arrangements wegen, bis spätestens den 13. August sich in den Besitz von Billets zu setzen.

Freunde und Gönner von Nah und Fern sind freundlichst eingeladen.

Das Comité.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 6. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Dienstag, den 12. August, Abends 8 $\frac{1}{2}$  Uhr,

im Saale der Volksbrauerei, Alt-Moabit,

# Große Versammlung.

Tages-Ordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille: „Gedanken über die Taktik unserer Partei“. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragekasten.

Gäste sehr willkommen. Aufnahme neuer Mitglieder.

Zu recht zahlreichem Besuch ladet ein

Der Vorstand.

## Allgem. Metall-Arbeiter-Verein Berlins und Umgegend.

# Große Versammlung

am Montag, den 11. August 1890, Abends 8 $\frac{1}{2}$  Uhr  
in der Volks-Brauerei, Alt-Moabit 46-47.

### Tages-Ordnung:

1. Vortrag über Arbeiter-Organisationen und Unternehmer-Verbände. Referent: Buchdrucker Wilhelm Werner.
2. Diskussion.
3. Aufnahme neuer Mitglieder.
4. Verschiedenes und Fragekasten.

Gäste haben Zutritt.

Um recht regen Besuch wird gebeten

### Der Vorstand.

J. A.: Der Bevollmächtigte:

A. Schiefel, Wilsnaderstr. 11.

Alle Beschwerden in Vereins-Angelegenheiten sind zu richten an Joseph Hartmann, Reichenbergerstr. 73. Alle Geldsendungen an Otto Klein, Ritterstr. 15.

## Große öffentliche Versammlung

für Männer und Frauen,

am Sonntag, den 10. August, Abends 7 Uhr,

in den Zentral-Festsälen, Oranien-Strasse 180.

Die Tagesordnung wird im Volksblatt bekannt gemacht. Nach der Versammlung gesellschaftliches Beisammensein.

Die Beauftragten.

## Achtung Metallarbeiter!

Diejenigen, welche noch Sammelstiftungen jeglicher Art (1. Mai- oder Kongress-Bonds) in Händen haben, werden aufgefordert, dieselben bis spätestens 15. d. Mts. an die Kassierer, Otto Klein, Ritterstraße 15 (Zigarrengeschäft), G. Wolff, Reichenbergerstr. 14a abzuliefern, indem wir uns sonst genöthigt sehen, die Namen Derjenigen, welche dieselben entnommen haben, zu veröffentlichen.

Der Vorstand.

### Zur Beachtung!

Der letzte Halbjahrgang d. „Volkstribüne“ (die Nummern von Januar bis 1. Juli 1890 enthaltend), ist in mehreren gut erhaltenen und vollständigen Exemplaren von der Expedition unseres Blattes, Elisabeth-Ufer 55, zu beziehen. — Der Preis des ungebundenen Exemplars beträgt 1,50 Mk.

Bei Bedarf von Sonn- u. Regenschirmen, sowie Anfertigung sämtlicher Reparaturen halte mich den Parteigenossen bestens empfohlen.  
Gustav Fritz, S., Fürstenstr. 11.

### Achtung Schuhmacher!

Von der öffentlichen Schuhmacherverammlung am 28. Juli beauftragt, fordert Unterzeichneter zum letzten Mal auf, wer noch im Besitz von Streifen-Sammelstiftungen ist, dieselben sogleich, spätestens aber bis Sonntag, den 17. August, gezeichnet oder nicht, bei Unterzeichnetem abzuliefern, da laut Beschluß der letzten Versammlung in der am 18. August stattfindenden Versammlung die Namen Derjenigen veröffentlicht werden, welche dieser Aufforderung bis dahin nicht nachgekommen sind.

Jos. Hübmeyer

Kleine Kauerstr. 2, vorn 3 Trep.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

### Cigarren und Tabake.

Genno Stabernack, Wrangelstr. 85.

Den Genossen zur gest. Nachricht, daß die neuen

### Gruppen-Bilder

eingetroffen sind.

Größe 54 x 62 Ctm.

Bestellungen nach auswärts brieflich.

Karl Scholz

Wrangel-Strasse 32 part.

## München.

In kürzester Zeit erscheint in meinem Verlage: **Portrait „Ferdinand Lassalle“.**

Größe 28 x 21 cm.

In Velfarbendruck, Preis 30 Pf. Wiederverkäufer hohen Rabatt.

Probekbild franko gegen Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken.

Aloys Degele,

München, Brunnstrasse Nr. 12.

## Cottbus.

Den geehrten Abonnenten zur Nachricht, daß ich mit dem 1. August, infolge Einberufung zum Militär (Serien-Kolonie), das Expedition der Volks-Tribüne, sowie aller anderen Zeitschriften und Bücher meinem Freunde H. Paulo übergeben habe.

Carl Lewandowsky.

Auf Obiges bezugnehmend, erlaube mir mitzutheilen, daß ich vom 1. August die Filial-Expedition von C. Lewandowsky übernommen habe, und werde nach besten Kräften suchen, meine Pflicht in jeder Weise zu erfüllen.

Herrmann Paulo,

Landgerichtsplatz 347.

NB. Wüsche aber hiermit die sämmtlichen Abonnenten bitten, ihren Verpflichtungen bis spätestens den 16. August nachzukommen, da ich sonst gezwungen bin, die Namen zu veröffentlichen.

Carl Lewandowsky.

Empfehle den deutschen Genossen Photographien von

### Duellplatz Lassalles

mit dem im letzten Frühjahr gefertigten Denkstein (in Rost), bei Gensl zum Preise von 50 u. 75 Pf. O. Meisinger, photographe Croo d'Or 29, Genl. Wiederverkäufer gewährt Rabatt.

## Aus dem schlesischen Gebirge.

Nun werden grün die Brombeerbüden;  
Hier schon ein Weibchen — welch ein Nest!  
Die Amsel sucht sich dürre Steden,  
Und auch der Buchfink baut sein Nest.  
Der Schnee ist überall gewichen,  
Die Kuppe nur sieht weiß in's Thal;  
Ich habe mich von Haus gefälchen,  
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:  
Rübezahl!

„Hört' er's? Ich seh' ihm dreist entgegen!  
Er ist nicht böse! Auf diesen Bloß  
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —  
Es ist ein richtiges volles Schöß!  
Und sein! Ja, dafür kann ich stehen!  
Kein besseres wird gewebt im Thal —  
Er läßt sich immer noch nicht sehen!  
Drum frischen Mutzes noch einmal:  
Rübezahl!“

„Rein laut! — Ich bin in's Holz gegangen,  
Daß er uns hilft in unsrer Noth!  
O, meiner Mutter blasse Wangen —  
Im ganzen Haus kein Stüchlein Brot!  
Der Vater schritt zu Markt mit Klümpen —  
Händ' er auch käufte nur einmal!  
Ich will's mit Rübezahl versuchen —  
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:  
Rübezahl!“

„Er half so Vielen schon vor Zeiten —  
Großmutter hat mir's oft erzählt!  
Ja, er ist gut den armen Leuten,  
Die unverschuldet Elend quält!  
So bin ich froh denn hergelaufen  
Mit meiner richtigen Elenzahl!  
Ich will nicht betteln, will verkaufen!  
O, daß er käme! Rübezahl!“

„Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,  
Vielleicht gar hat' er mehr sich aus!  
Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele  
Gleich schöne liegen noch zu Haus!  
Die nahm' er alle bis zum letzten!  
Ach, sieh auf dies doch keine Wahl!  
Da löst' ich ein selbst die verspielen —  
Das wär' ein Jubel! Rübezahl!“

„Dann träu' ich froh in's kleine Zimmer,  
Und rief: Vater, Geld genug!  
Dann such' er nicht, dann sag' er nimmer:  
Ich web' euch nur ein Hungertuch!  
Dann lächelte die Mutter wieder,  
Und tisch' uns auf ein reichlich Mahl!  
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —  
O kam' o kam' er! Rübezahl!“

„So tief der dreizehnjährige Knabe;  
So stand und tief er, matt und bleich.  
Umsonst! Nur dann und wann ein Nabe  
Hog durch des Onkels altes Reich.  
So stand und poßt' er Stund' auf Stunde,  
Bis das es dunkel ward im Thal,  
Und er halblaut mit zuckendem Munde  
Austrief durch Thränen noch einmal:  
Rübezahl!“

Dann ließ er still das buschige Päckchen,  
Und zitterte und sagte: Hu!  
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen  
Dem Jammer seiner Heimath zu.  
Ob ruht' er aus auf moosgen Steinen,  
Watt von der Bürde, die er trug.  
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen  
Zum Hunger- bald das Leinentuch!  
— Rübezahl!“

## Anheilbar.

Von Uspeuti.

Deutsch von Styczinski.

Einen ganzen Sommer brachte ich in einem kleinen Städtchen in Mitteldeutschland zu. Ich wohnte bei meinem alten Bekannten, der in dem Städtchen Arzt war. Der Aufenthalt war recht langweilig. Die einzige Unterhaltung boten die öfteren Reisen nach der Gouvernementsstadt, welche mein Freund in Dienstangelegenheiten fast jede Woche unternehmen mußte. An diesen Reisen nahm auch ich Theil in der Rolle eines Beobachters. Sonst hätte ich nicht gerade sagen können, daß diese Sommermonate, welche ich als Gast bei einem Freunde zubrachte, zu den schönsten meines Lebens gezählt hätten. In dem Hause, in welchem wir wohnten, wohnte auch eine Tschinownikfamilie. Das Haupt dieser Familie war ein altes Weib, die Wittve eines Hofraths außer Dienst. — Frau Antonowa; ihr gehörte das Haus und ein Kapital, welches sie auf Zinsen ausließ. Um diese Frau, welcher man das mühelos erworbene, aus Bestechungen aller Art stammende Geld ansehen, ich möchte sagen, anrichten konnte, grupperte sich, wie Gewärm um einen verfaulten Baumstamm, eine ganze Sippe von Söhnen, Schwiegerjöhnen, Vettern u. s. w. Das Haus war gleichsam eine Raubthierhöhle, deren Inassen schon mit offenen, hungrigen Mäulern geboren zu sein schienen, die dazu bestimmt waren, alles zu verschlingen, was ihnen in den

Beg kam. Noch nie hatte ich so widerliche, so eilige Gesichter gesehen, wie diese. Nur selten, fast nie, kann man eine andauernde Antipathie gegen die häßlichsten Menschen fühlen. Nach kürzerer oder längerer Beobachtung bricht immer irgend ein sympathischer Zug hindurch, der das Gesicht erleuchtet und den Menschen uns genießbarer macht. So ging es wenigstens mir sonst, ein plötzlich, unerwartet erhähter Zug stellte das betreffende Individuum in ein günstigeres Licht. Nichts ähnliches gelang mir indeß, an den Physiognomien der Tschinowniksippe zu bemerken; nur das Unverschämte, Giftige, Gemeine, Hinterlistige war an diesen Menschen zu sehen. Sie waren alle gesund, kräftig, mit glatten, glänzenden Gesichtern, mit gierigen Augen, dicken Waden, festem Kinn und einem kühl-überlegenden Blicke, der plötzlich unterthänig werden konnte und freudig, wie der eines hungrigen Hundes beim Anblick einer Wurst, erglänzte, sobald ein Schuldner kam, der Zinsen brachte oder wenn sie überhaupt irgendwo in der Nähe Geld witterten. Trotz ihrer Jugend hatten sie sich schon alle beim Diebstahl ertappen lassen und hatten gefessen; so groß war ihre Raubgier, als welche sich das anerzogene Bedürfnis der Gaumerei äußerte. Sie waren noch sehr jung und hatten nichts gelernt, als sie durch allerlei Schliche Beamtenposten zu erobern verstanden. Aber die Natur mochte sie wohl zu freigebig mit den Instinkten der Raubsucht bedacht, oder sie mochten keine Zeit gehabt haben, gründlich die Kunst zu erlernen, wie man „heutzutage die Sache anfassend müsse“, — denn sie hatten kaum die ersten Bissen verschlungen, als sie sich auch schon die Finger verbrannt hatten.

Der eine hatte zu tief in die Kasse an einer Bahnstation gegriffen, der andere einen Wechsel gefälscht und es nicht „ordentlich“ angefangen, der dritte hatte sich zu sehr beeilt, einem Bäuerlein den Garauß zu machen, der seiner Obhut anvertraut war, und dem er langsam das Blut hätte ausaugen sollen, wie die Spinne der Fliege. Mit einem Wort: sie hatten sich gleich beim ersten Debut blamirt. Man kann sich vorstellen, welches Bild die ganze Familie darstellte, wenn man die Charaktereigenschaften ihrer Mitglieder in Betracht zieht.

Der Appetit war bei ihnen im höchsten Grade gereizt; die Erziehung und das Milieu ließen ihn zu furchtbaren Dimensionen anwachsen; der kleine Bissen, den sie verschlungen hatten, schmeckte und reizte zu neuen Versuchen, und zu alledem kam noch der Anblick Mamachen's hinzu, welche das Handwerk besser verstanden hatte und die jüngeren Elemente der Familie zu neuen Heldenthaten anspornte.

Es ist wohl begreiflich, daß der Aufenthalt in einem kleinen, schmutzigen, düsteren Nest und nun gar noch in solcher Nachbarschaft nichts weniger als anregend war und schwerlich als Erholung angesehen werden konnte. Uns retteten nur die öfteren Ausflüge zu Wagen und zu Fuß und ließen uns auf kurze Zeit die trostlose Umgebung vergessen. Trotzdem glaube ich nicht, daß ich es dort lang ausgehalten hätte, wenn mir nicht in der Raubhöhle, in welcher Frau Antonowa mitsammt ihrer netten Familie hauste, ein Mensch reges Interesse abgewonnen hätte, dessen Leben mich mitten in dem trostlosen geistigen Elend merkwürdig erfrischte. Diesen Menschen will ich dem Leser vorstellen.

Einige Tage nach meiner Ankunft, während wir nach dem Mittagessen — ich in der einen, der Doktor in der anderen Stube — ausruhten, ließ sich im Salon eine laute, fremde Stimme vernehmen:

„Iwan Iwanitsch!“

„Was giebt's?“ antwortete mein Freund aus seinem Kabinet.

„Ich möchte einmal mit Ihnen ein paar Worte sprechen.“

Der Fremde stand wohl im Garten, oder auf der Straße und sprach zu dem offenen Fenster hinein.

„So? Was sind das für ein paar Worte?“ fragte mein Freund, stand vom Sopha auf und trat an's Fenster. „Guten Tag, Vater Diakon! Was sind das für ein paar Worte?“

„Guten Tag! . . . Ja, ich wollte nur . . .“

„Sagen Sie nur zunächst“, unterbrach ihn mein Freund, „haben Sie aufgehört zu trinken und nehmen Sie die Eisentabletten ein?“

„Ja, ich bin dabei aufzuhören.“

„Nun, das ist schön und das Eisen?“

„Das ist es eben, worüber ich mit Ihnen gern sprechen möchte.“

„Worüber denn?“

„Ob es auch eindringt?“

„Was soll eindringen?“

Wie traurig es auch ist, so muß ich es doch sagen, daß mein Freund in dem elenden Nest, in dem er wohnen mußte, unter diesen dummen, ungebildeten Menschen sich unglücklich unglücklich fühlte und in Anbetracht seiner Kenntnisse und seines Vermögens im Umgange mit ihnen

eine gewisse protektionelle Herablassung zur Schau trug. Ich weiß nicht, ob er selbst allein daran schuld war.

„Was soll eindringen? Was reden Sie da?“ fuhr er fort, indem er sich am Fenster zurechtsetzte. „Was meinen Sie damit? Wohin soll was eindringen?“

„Ich meine das Eisen. . . Ob es wohl so recht eindringt in . . . wie nennt man denn das? . . .“

„In's Blut? meinen Sie . . . in den Organismus?“

„Ja, ja, ja! . . . ganz recht . . . ich meine dieses Ding, ob es wohl eindringt?“

„Ach, Vater Arkadij, oder wie Ihr heißt . . . ich hab' Euern Namen vergessen . . . wie oft hab' ich's Euch gesagt, daß es eindringt, ja — daß es eindringt! Und direkt in's Blut dringt es ein! Wozu würde ich es Euch denn sonst verschrieben haben? Sagt doch selber, was hätte es sonst für einen Sinn?“

Der Diakon räusperte sich.

„Ihr habt bis jetzt“, fuhr der Doktor fort und betonte jedes Wort einzeln, „Ihr habt getrunken und Euer Blut ist kein Blut mehr, sondern Maisch . . . versteht Ihr? . . . Maisch, aber kein Blut!“

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor!“ unterbrach ihn der Diakon. „Gott im Himmel! Darüber spreche ich doch nicht! Natürlich . . . Maisch! . . . wenn man so trinkt, wie ich, das weiß ich ganz gut!“

„Nun, was wollt Ihr denn? Nehmet Eisen ein und damit gut!“

„Und Sie meinen, das dringt in die Wurzel ein.“

„Wo hinein? In die Wurzel? Was ist das?“

„Wie soll ich sagen, so in den Punkt selbst hinein.“

„Wurzel!? Punkt!?“

„Das heißt . . . so direkt in die . . . Aber!“

Er wartete auf eine Antwort.

„Wissen Sie, was ich Ihnen sage, Väterchen“, sprach der Doktor in ziemlich strengem Tone, „hören Sie doch endlich auf damit! Da soll der Teufel daraus flug werden. Was heißt das: in den Punkt selbst . . . was ist das: direkt in die Aber? Was wollen Sie damit sagen? Das versteht doch kein Mensch!“

Der Diakon mußte selbst lachen.

„Ich weiß auch nicht, was das bedeuten soll. Man schwagt manchmal so in's Blaue hinein und weiß selbst nicht, was“

„Nein, wahrhaftig, das ist schrecklich! . . . In den Punkt . . . in die Aber!“

„Ha! ha! ha!“ lachte der Diakon.

„Wahrhaftig, das ist zu toll!“

Es folgte eine kurze Pause. Der Doktor wurde freundlicher, die Unterhaltung begann von Neuem.

„Ich sage Ihnen, das Eisen dringt in's Blut ein!“ sagte mein Freund ruhig und kategorisch. „Das ist das erste, verstanden?“

„Ja!“

„Beruhigt und kräftigt die Nerven!“

„Das ist das zweite, ja!“ sagte der Diakon ebenso ruhig und kategorisch. „Was weiter?“

„Was wollen Sie denn noch mehr?“

„In die Seele . . . meine ich“

„Was denn . . . in die Seele?“

„Ob es auch in die Seele eindringt? . . . meine ich“

Diese Frage erschreckte offenbar den Doktor von Neuem.

„Wißt Ihr was, Väterchen? . . . Ihr kommt mir wieder einmal sehr geschäftig vor! Versucht nur einmal erst, nicht zu trinken . . . und dann sollt Ihr sehen, wie Eure Seele geheilt wird!“

„Wird die wieder ganz neu davon?“

„Aber Väterchen, Ihr treibt's doch zu toll! Das ist doch unglaublich! . . . Ihr wollt wohl, ich soll Euch eine neue Seele einsetzen, oder was zum Teufel! Ja, wollt Ihr das?“

Der Doktor war böse geworden.

„Was gehen mich aber die verdammten Nerven an“, sagte der Diakon unwillig, „was habe ich von den Nerven, wenn die Geschichte nicht direkt in den richtigen Punkt eindringt, das hat doch gar keinen Sinn!“

Der Doktor ging im Zimmer auf und ab und sagte nichts mehr.

„Sagen Sie doch selber, was soll das für einen Zweck haben, die Pillen einzunehmen, wenn sie um die Krankheit gehen, wie die Kaze um den heißen Brei und das Wesen der Krankheit gar nicht treffen!“

„Um Gotteswillen, hört endlich auf! Nein, ich halt's nicht mehr aus. Laßt mich in Ruhe und macht, was Ihr wollt!“

Der Diakon schwieg und räusperte sich. Mein aufgeregter Freund ging noch eine Weile in seinem Zimmer auf und ab, trat dann in meine Stube und sagte:

„Nun wie gefällt Dir ein solches Gespräch? Hast Du zugehört?“

„Ja“, antwortete ich, „wer ist das?“

„Nicht darauf kommt es an“, unterbrach mich schnell mein Freund und sah sehr ärgerlich aus. „Du kannst Dir vorstellen, wie angenehm es einem sein mag, jeden Tag ähnliche Gespräche zu führen: „Was meinen Sie dazu, wenn's direkt in die Aber ginge? u. s. w.“ Da

macht einem die Heilkunde kein Vergnügen! Dem einen geht's nicht direkt in die Ader, der andere hat eine Pistole, — ja, diese „Pistole! — so haben's ihm die Aerzte in Moskau gesagt — und meint damit eine Fistel!“

Mein Freund wurde geprügelt. Er klagte über seine unglückliche Lage mitten in der Provinz, fern von jeder Kultur und allen vernünftigen Menschen. Er freute sich, einen geduldigen Zuhörer gefunden zu haben und erzählte mir eine ganze Viertelstunde über seine Qualen, über seine Aufopferung und andere Tugenden, die niemand an ihm zu schätzen wisse. Alle diese Lobpreisungen seiner Vorzüge waren eingekleidet in die Form von Klagen über die Dummheit und Schlechtigkeit der ihn umgebenden Menschen. Und diese Qualen ertrage er nun schon volle fünf Jahre und wofür? Für ein elendes Gehalt\*) von so und so viel Rubel! (Denn auch davon war die Rede.) Endlich hielt er inne:

„Du fragst, glaube ich, was das für ein Mensch wäre?“ — er erinnerte sich an meine Frage, zog seine Taschenuhr heraus, zog sie auf, legte sie einige Mal an's Ohr und horchte. — „Das ist ein Diakon aus dem Dorfe. Jetzt hat er einen Prozeß; ich weiß nicht, was er ausgefreffen hat. Ich glaube die Sache hängt mit seiner Trunksucht zusammen, aber ich weiß es nicht genau. Ich habe doch keine Zeit, mich über alles genau zu unterrichten. Ich weiß nur, oder habe es wenigstens gehört, daß seine Frau ihm durchgegangen ist und irgendwo eine Hebammenanstalt besuchte, oder so etwas ähnliches. Ferner weiß ich noch, — und zwar ganz genau — daß er im höchsten Grade dem Trunke ergeben ist, und daß er immer wieder zu mir kommt, um mich halb tot zu quälen mit seinen dummen Fragen, mit seinen „Punkten“ und „Athern“. Der Mensch kommt mir zum Hals heraus!“

„Zwan Zwanitsch!“ rief halb laut der Diakon.  
„Wie? Sie sind noch immer hier?“ fragte der Doktor in scheinbar ruhigen Tone, bezwang seinen Unwillen und ging wieder an's Fenster. „Was machen Sie noch hier? Ich dachte sie wären schon längst fort!“

„Nehmen Sie's mir nicht übel, Zwan Zwanitsch! Es war ja nicht schlimm gemeint! Ich muß doch erfahren, wie sich die Geschichte verhält.“

„Ich bin gar nicht böse“, entgegnete mein Freund in freundlichem Tone. „Ich sage nur daß Sie endlich damit aufhören sollen und es wird Ihnen jeder sagen, daß Sie Unrecht haben, mich zu quälen.“

„Run, nun, ich thue es nicht mehr! . . . Wie denken Sie also, soll ich einnehmen?“

„Was denn?“  
„Ich meine die Eisenpillen . . . Ich soll sie doch einnehmen, nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß!“  
„Run schön! Ich werde es auch thun, wenn Sie so denken. Nur möchte ich noch eine Frage an Sie richten,“ fügte der Diakon leise hinzu.

„Bitte, Bitte, fragen Sie nur!“  
„Sehn Sie mal, Herr Doktor,“ sprach der Diakon leise aber fest. „Sie sprachen von den Pillen; die wirken auf die Nerven . . . auf Organe . . . das ist doch Physis! Nicht wahr?“

„Physis?! Wieso? Ich verstehe nicht was Sie sagen wollen.“

„Das heißt . . . Materie, und nicht Geist! . . . Das wollte ich sagen!“

„Die Pillen sind kein Geist, meinen Sie?“

„Ach nein, Herr Doktor! Nicht die Pillen! Nein, ich meine alles andere, der ganze Leib des Menschen . . .“

„A—a! so! Run gut! Also . . . Materie!“

„Run ja! — Also sehen Sie, Herr Doktor! Sogar im „Ruffloje Sslowo“ ist es nicht offen ausgesprochen, daß das eine und dasselbe sei — Materie und Geist. Sonst könnte man ja einen Stod nehmen, das wäre das Rückenmark, ihn dann mit Garn umwickeln, das wären die Nerven, dann noch irgend etwas und es wäre ein Mensch, wie man sich ihn gar nicht besser wünschen könnte. Den könnte man dann sogar als Schöffen in's Gericht schicken, wenn man ihm nur einen Hut mit einem rothen Band aufsetzt. Nicht wahr?“

„Ei, ei! Seh' doch mal einer den Vater Diakon! Was der für Wiße reißen kann!“

„Na, ist es etwa nicht so?“

„Ja, ja . . . nur weiter! Also . . . die Materie! . . .“

„Es folgt also daraus, daß der Geist ein besonderer Theil ist . . . hab' ich Recht?“

„Run gut, wir wollen's annehmen . . . Weiter!“

„Daraus ziehe ich den Schluß, daß es doch wohl sehr zweifelhaft ist, ob das auch zum Beispiel . . . der Seele . . . etwas nützen kann.“

„Aha! Da hätten wir ja wieder das alte Lied von der Seele!“ — unterbrach ihn plötzlich mein Freund und mag wohl mit einer so deutlichen Geste zu erkennen gegeben haben, daß er nichts mehr wissen wolle, daß sein Gast sofort mit aller Entschiedenheit protestirte:

„Nicht doch! Nein! Seien Sie doch so gut, Zwan Zwanitsch, hören Sie zu! Ich denke gar nicht an die Pillen.“

Er hielt mit diesen seinen lauten, innigen Bitten meinen Freund zurück, der schon gehen wollte.

„Gewiß, kommen Sie bald auf die Pillen! Sie sind ja bald so weit, daß es „eindringen“ soll und dann geht's schon von selbst weiter!“

„Ach nein, Herr Doktor! Bei Gott, Sie haben Unrecht! Ich will ja gern die Pillen kaufen und einnehmen! . . .“

„Vorüber wollen Sie also reden? Ich verstehe Sie wahrhaftig nicht!“

„Zwei Worte nur! Erlauben Sie mir, daß ich zu Ende spreche und ich will alles ganz klar sagen . . . Seien Sie so gut, Herr Doktor! . . .“

Ich vernahm ein kurzes, abgebrochenes, lautes Räden des Stuhles. Der Doktor setzte sich, offenbar entschlossen, geduldig zuzuhören.

„Ebenso, wie die Materie“ — begann der Diakon und betonte jedes Wort, wie ein Schüler beim Examen — „ebenso, wie die Materie zu ihrem Nutzen verschiedene Mittel hat, so hat auch die Seele verschiedene Mittel.“

Und er schwieg.

„Fertig?“

„Sehr angenehm! Das war wenigstens kurz.“

„Und deshalb, weil . . .“ begann der Diakon in demselben Tone wieder . . .

„Sie waren doch schon fertig! . . .“

„Nur noch ein Wort! Seien Sie so gut, Herr Doktor, hören Sie mich an! . . . Nur einen Augenblick! . . . Wenn es also für den Leib verschiedene Pillen und Pulver giebt, die ihm Nutzen bringen, so ist es doch klar, daß Sie der Seele nichts nützen können . . . daraus folgt . . .“

„Was folgt? . . .“

„Es folgt daraus, daß auch die Seele z. B. ihre . . .“

„Pulver hat?“

„Pulver, oder auch keine Pulver! Was weiß ich da! Aber sie hat auch ihre Mittel, die ihr Nutzen bringen . . . die Pillen und Pulver sind für den Leib, für die Seele muß man etwas anderes haben! — das war meine Idee! Gott sei mein Zeuge, daß ich sofort die Eisenpillen kaufe, aber für die Seele ist das doch nichts! . . .“

Der Doktor war wohl schon müde von dem Ge- rede; er ließ seinen Gast gewähren und widersprach ihm nicht mehr. Er fragte nur kurz:

„Und was für ein Mittel würden Sie vorschlagen zur Heilung der Seele?“

„Das wollte ich ja gerade von Ihnen erfahren! Deshalb bin ich gekommen.“

„Da müssen Sie einen anderen um Rath fragen; ich verstehe in diesen Sachen nichts.“

„Zu wem soll ich gehen! In unserer ganzen Stadt giebt's ja keinen einzigen, der wüßte, was an ihm Leib und was Seele ist. . . Die sind ja nur darum besorgt, daß sie ihr Gehalt bekommen. . . Ich wüßte wirklich keinen anderen, den ich fragen könnte. . .“

„Ich kann Ihnen leider auch nicht helfen.“

„Und was denken Sie z. B. über die Lektüre?“

Der Doktor trommelte mit den Fingern auf dem Fensterbrett und schwieg.

„Ich meine — vernünftige Lektüre! Ich denke, das müßte doch etwas helfen. Wie denken Sie darüber?“

„Gewiß!“ erwiderte der Doktor zersireut.

„Ach ja, Ich glaube auch . . . Die Pillen für den Leib — die Lektüre für den Geist. Vielleicht höre ich dann auf, zu trinken.“

„Das thut Ihnen sehr noth.“

„Bei Gott — ich höre auf! Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht aufhöre! Wie denken Sie darüber? Die Pillen zusammen mit der Lektüre werden mich vielleicht retten! Ja?“

„Kann wohl sein!“ erwiderte der Doktor, schien sich aber garnicht für das Gespräch zu interessieren und dachte wohl an etwas ganz anderes.

„Ach, das ist ja prächtig! Zwan Zwanitsch, haben Sie Mitleid mit mir“, sprach er flehentlich.

„Was wünschen Sie von mir?“

„Leihen Sie mir Bücher, haben Sie die Güte!“

„Bitte nehmen Sie von meinen Büchern, was Sie wollen! . . .“

„Gut, ich will sie mir sofort mitnehmen. Auch die Eisenpillen kaufe ich sofort.“

„Wollen Sie eintreten!“ (Fortsetzung folgt.)

## Die Sachfengängerei.

### III.

Kaerger schlägt die Zahl der Sachfengänger auf 75 000 an. Es liegen dieser Annahme für einige Provinzen amtliche Erhebungen, für andere aber bloße Schätzungen zu Grunde. Mehr als der dritte Theil dieser periodischen Auswanderer fällt auf Schlesien, daneben sind Posen, Westpreußen und Brandenburg mit den größten Zahlen beteiligt. Man kann es als das durchschnittliche Verhältnis ansehen, daß zwei Drittel der Abwanderer dem weiblichen Geschlecht in den Altersstufen von 16—30 Jahren angehören und daß von dem übrigen Drittel nur die Hälfte erwachsene Männer, die übrigen aber „Burtschen“ von 15—19 Jahren sind.

Man fragt sich natürlich, aus was für Bevölkerungs-schichten sich diese landwirthschaftlichen Wanderarbeiter rekrutiren und worin die Ursachen der Sachfengängerei liegen. Wie schon erwähnt, hat man im Norden und Osten Deutschlands 3 Kategorien landwirthschaftlicher Arbeiter zu unterscheiden: Jahreslöhner, kontraktlich gebundene Tagelöhner und freie Tagelöhner. Sowohl die Großgrundbesitzer, als die größeren Bauern, wo solche existiren, haben ein so großes Interesse an einem hinreichenden Vorhandensein landwirthschaftlicher Arbeiter, daß sie vielfach durch eigens zu diesem Zwecke gebaute kleine Miethshäuser sich solche Leute herangezogen und damit zur Vermehrung dieses Proletariats von Ein-

liegern, Häuslern und Insulten beigetragen haben. Man gewährte ihnen zu ihrem Häuschen 1—3 Morgen schlechtes Ackerland, worauf sie sich selbst einen größeren Theil ihres Lebensunterhalts erarbeiten können. Den Miethzins bezahlen sie in einer festgesetzten Anzahl von Arbeitstagen (14—50 oder 60), und für die freie Zeit, die ihnen außerdem noch übrig bleibt, sowie für die Arbeit ihrer Kinder, müssen sie andere Verwendung suchen. Bevor die Sachfengängerei aufgefunden war, fanden sie keine andere Arbeitsgelegenheit, als auf dem Gutshofe, resp. bei den größeren Bauern selbst. Es ist natürlich, daß man ihnen so wenig Lohn als möglich gewährt, denn zu diesem Zweck hatte man ihnen doch die Behausung und das Acker- und Gartenland gegeben. Tagelöhner von 30—40 Pf. waren damals noch das gewöhnliche, und solche Löhne kommen wenigstens für Frauen und Kinder auch jetzt noch häufig vor. Als aber die Sachfengängerei begann, fanden die überschüssigen Arbeitskräfte anderwärts Verwendung und bessere Bezahlung.

Neben diesen Gutstagelöhnern sind es auch kleine „Eigentümer“, deren halb und ganz erwachsene Kinder in die Rüben ziehen. Bei 31 Sachfengängerinnen, die sich auf dem Vorwerk eines sächsischen Gutes befanden, wurde festgestellt, daß 9 derselben kontraktlich gebundene Tagelöhner, 5 freie, besitzlose Tagelöhner, 6 Zeitpächter, die aber 14—60 Tage Arbeit zu leisten hatten, und 11 kleine Eigentümer, die auf ihrem eigenen Land allein nicht leben konnten, zu Vätern hatten.

Es ist natürlich, daß die Grundbesitzer des Ostens auf die Sachfengängerei gar nicht gut zu sprechen sind. Nach ihrer Vorstellungsweise gehört die Arbeitskraft ihrer Gutstagelöhner samt Weib und Kind ihnen als Eigenthum. Dazu gab man ja die Behausungen, das Garten- und Kartoffelland an die Leute. Nun verlieren sie die besten Arbeitskräfte gerade in einer Zeit, wo sie am besten gebraucht werden können, im Sommer und Herbst.

Thatsächlich giebt es Gemeinden, aus denen bis 48,6 pCt. aller Einwohner als Sachfengänger weggehen. Prozesse müssen wegen der Zeugniseinvernahme vielfach sistirt und die Rekrutenaushebungen auf den Winter hinausgeschoben werden. Der Verfasser wohnte der Lohnauszahlung auf einem Gute des Ost-Sternberger Kreises bei, aus dem alle Jahre gegen 5000 Leute nach Sachsen gehen. Krüppel, Kinder und Greise waren es, die sich zur Auslösung herbeidrängten, tüchtige Arbeiter konnte der Gutsbesitzer nicht aufreiben.

Die Grundbesitzer des Ostens, die sich auf „sozialpolitische Maßregeln zu Gunsten der nothleidenden Landwirtschaft“, d. h. zur Erhöhung der Grundrente, so trefflich stehen und an maßgebender Stelle über so großen Einfluß verfügen (Schutzsölle für Getreide und Fleisch etc.), haben denn auch mit Vorschlägen zur Beschränkung der Sachfengängerei keineswegs zurückgehalten, wie sie auch schon früher Maßregeln zur Einschränkung der überseeischen Auswanderung, dieses für sie so fatalen „Mißbrauchs menschlicher Freiheit“, als nothwendig erklärt haben.

Es ist u. a. vorgeschlagen worden, von den Sachfengängern ein Abzugsgeld zu erheben, — den Fahrpreis für die vierte Wagenklasse der Eisenbahn zu erhöhen, oder diese Wagenklasse ganz aufzuheben, — die Tarifermäßigung für eine Zusammenfahrt von 30 Personen wegzulassen zu lassen, — den Agenten nur im Falle eines „wirklich vorhandenen Bedürfnisses“ die Erlaubniß zur Anwerbung von Arbeitern zu geben etc.

Es ist natürlich, daß die Herren Großgrundbesitzer nicht den brutalen Eigennutz, das Bestreben, die wohlfeilen Arbeitskräfte für sich selbst auszunutzen und auszubenten, hervorkehren, wenn sie solche Maßregeln zur Beschränkung der Sachfengängerei vorschlagen. Es handelt sich — wenn man sie reden hört — vielmehr um die Sittlichkeit der jungen Leute, die in der Fremde leicht Schaden nehmen könnten. Die Leute werden frech, trozig, pagig, hochfahrend, das „patriarchalische Verhältniß“ geht kaputt, der „unsittliche“ Kontraktbruch nimmt Ueberhand etc.

Wir haben schon früher gesehen, daß der Kontraktbruch wirklich an der Tagesordnung ist. Der Arbeitsvertrag wird in allen Stadien der Sachfengängerei gebrochen, dem örtlichen Gutsherrn von seinem Gesinde, dem Agenten von den Angeworbenen, den Rübenwirthten des Westens aber von den Agenten und Arbeitern zugleich, jedoch die Schuld an dieser Erscheinung tragen auch alle diese Parteien ziemlich gleichmäßig. Die Ausbeuter der Arbeitskraft suchen sich ihre Beute gegenseitig abzugewinnen. Was soll man sagen, wenn ein Rübenwirth einen bereits anderweitig engagirten Arbeiter einstellt und dabei verspricht, ihn für den Verlust des als Kaution stehen gelassenen Theils des Arbeitslohnes zu entschädigen? Ein anderer Fall! Die Hofgängerin eines Landwirths und Amtsvorstehers geht unter Kontraktbruch nach Sachsen weg und tritt dort bei einem Amtsvorsteher und Landwirth in Dienst. Nachdem der Amtsvorsteher im Osten den Aufenthalt der Weggezogenen in Erfahrung gebracht hat, verlangt er sie kraft des Gesetzes zurück. Das Gericht, d. h. der Amtsvorsteher in Sachsen, behauptet dagegen die Zurückberufung des Hofgängers habe nicht durch den Dienstherrn, sondern durch den zur Stellung des Hofgängers verpflichteten Insmann, also durch den Vater des Mädchens, zu geschehen. Ein Schreiben desselben, die Zurückberufung enthaltend, geht an das Amtsgericht in Sachsen ab, es findet sich jedoch ein Fehler darin, die Namensschreibung des Mädchens betreffend. Rückantwort nach dem Osten, daß ein Mädchen mit diesem Namen hier nicht zu finden sei. Der Schreibfehler wird richtig gestellt und die Zurückberufung geht abermals ab. Bescheid,

\*) In Rußland sind viele Aerzte als Beamte angestellt, ähnlich, wie in Deutschland der Kreis-Physikus. (Anm. des Uebers.)

ein Mädchen dieses Namens habe sich zwar wirklich auf dem „bezeichneten“ Gut befunden, sei aber mittlerweile auf ein anderes Gut weggezogen. Der Amtsvorsteher des Ostens bringt in Erfahrung, daß dieses „andere Gut“ nichts anderes ist, als ein Vorwerk seines Kollegen im Westen. Vorhalt dieser Thatsache und neues Ansuchen auf Rücktransport. Es wird keine Folge gegeben. Tableau: der Amtsvorsteher des Ostens schickt das gesamte Altenmaterial dem Regierungspräsidenten in Magdeburg ein, und dieser verfügt endlich die Rücksendung des Mädchens, zugleich aber auch die Absetzung des Amtsvorstehers.

Als Schutzmaßregel gegen den Kontraktbruch hat man in den meisten Regierungsbezirken des Ostens die Bestimmung eingeführt, daß auf den Abzugszeugnissen, welche die Abwanderer zu lösen haben, bescheinigt werden soll, daß dieselben durch kein bestehendes Verhältniß gebunden seien. Resultat: Einige Landräthe verbieten direkt den Distriktskommissionären und Dorfschulzen die Ausstellung solcher Zeugnisse, in der Hoffnung, dadurch der Sachsengängerei Einhalt thun zu können. Die Herren wollten also in ihrem Eifer der sozialpolitischen Gesetzgebung zur Beschränkung der Sachsengängerei aus eigener Machtvollkommenheit vorgreifen, die Verordnung hatte aber, wie Kaerger bemerkt, den nämlichen Erfolg, wie ihn etwa das Verbot, Todtenscheine auszustellen, auf die Verminderung der Sterblichkeit haben würde.

Die Gutsherren rächen sich, indem sie den Leuten, die sich eigenmächtig aus dem „patriarchalischen Verhältniß“ loslösen und Sachsengänger werden, im Winter keine Arbeit gewähren. In ihrer Noth legen sich diese dann auf Holzdiebstahl.

Kaerger bespricht weitläufig die Folgen der Sachsengängerei: ihre Folgen für den Arbeiter, für die Politik (Germanisirung der polnisch redenden Sachsengänger) und die Volkswirtschaft. Wir können hier nicht des näheren auf diese Fragen eingehen. Es steht fest, daß die Sachsengängerei eine Erhöhung der Löhne und theilweise auch der Lebenshaltung in den Gebieten der Abwanderung zur Folge gehabt hat. Dafür werden aber die landwirtschaftlichen Arbeiten jetzt vielfach von Krüppeln, Greisen und Kindern besorgt.

In den Gebieten der Zuwanderung drücken aber die fremden Arbeiter mit ihrer niedrigen Lebenshaltung auf die Löhne und schlagen die einheimischen Arbeiter aus dem Felde. Das ist namentlich mit den Bewohnern des Eichsfeldes, eines Gebietes in der Provinz Sachsen, geschehen, das selbst keine Rüben baut und die ersten Rübenzüchter (fast ausschließlich Mädchen und junge Burtschen) gestellt hat. Ich zitiere hier Kaerger mit seinen eigenen Worten: „Die Mädchen wandten sich früher vorzugsweise nach der Provinz Sachsen, während sie jetzt vornehmlich nach den Gegenden mit jüngerem Rübenbau, Hannover und Braunschweig, wandern. Aber auch hier vermehrt sich von Jahr zu Jahr die Anzahl der Güter, welche die Eichsfelderinnen durch Mädchen aus dem Osten beziehen. Denn obwohl sie das vor den Letzgenannten voraus haben, daß sie geschicktere und selbstständigere Arbeiterinnen sind, die ganz gut bei der Arbeit sich selbst überlassen werden können, haben sie doch eine Reihe von Eigenschaften, die sie dem Arbeitgeber weniger lieb machen. Sie sind vor allem weit anspruchsloser wie jene, — beanspruchen stets warmes Essen, bei welchem sie obendrein oft genug an der Qualität etwas aussetzen haben; so sollen sie die Suppen bald zu dünn, bald zu dick finden und dergleichen Launenhaftigkeit mehr zeigen. Ferner sind sie weniger widerstandsfähig gegen schlechte Witterung. Die Polinnen gehen oft sogar mit blanken Füßen ohne Bedenken in die bereiften Rübenfelder hinein und Frost und Hitze, Regen- und Sonnenschein sind nicht im Stande, sie von der Arbeit fern zu halten. Ganz anders die Eichsfelderinnen: wenn nur das Thermometer ein wenig unter Null gesunken ist und wenn nur ein kleiner Regenschauer herabfällt, gleich sträuben sie sich, an die Arbeit zu gehen.“

Wie man sieht, das hohe Lied der Arbeitsamkeit, Zufriedenheit und Bedürfnislosigkeit, aller jener Tugenden, bei denen dem Arbeitgeber das Herz im Leibe lacht und welche die großen Herren den kleinen Leuten so gerne vorrühmen!

Uebrigens sind die Gebiete der Abwanderung, z. B. die Provinz Posen selbst, das Einwanderungsgebiet von Wanderarbeitern mit noch niedriger Lebensweise, die hier ebenfalls lohnbrüchig auftreten. Insbesondere soll dies der Fall sein in den an der russischen Grenze gelegenen Gegenden. Auf das Geschrei der Gutsbesitzer über die in Folge der Sachsengängerei gestiegenen Löhne hin hatten die Behörden „bei nachgewiesenem Bedürfniß“ die Zuwanderung russischer Arbeiter zugelassen. Als daher auf einem Gute des Distriktes Kossjohin die Männer 1 M. und die Mädchen 80 Pf. Tagelohn gefordert hatten, wurden diese Löhne nicht bewilligt und dafür Russen eingeführt, denen man nur 40 resp. 30 Pf. Lohn und die Kost zu verabreichen brauchte. Man fragt sich, warum man von Seiten der Grundbesitzer des Ostens den Ruf nach Chinesen hat erheben können, wenn doch das Gute so nahe liegt. Zugleich giebt diese Herbeizugung von Russen auch ein treffliches Beispiel, wie nationalpolitische Rücksichten, Germanisirung des Ostens u., die man als Parole ausgegeben hat und für die man vom Staate Millionen auspreßt, zurücktreten müssen, wenn der Geldsack der Herren Großgrundbesitzer in Betracht kommt.

Was die Beurtheilung des Buchs von Kaerger über die Sachsengängerei anbelangt, so muß man anerkennen, daß man es mit einer guten Arbeit zu thun hat. Der Verfasser sucht den Thatsachen nicht aus dem Weg zu gehen und ein großer Theil des gebotenen Materials ist werthvoll. Daß er wiederholt von einem patriarchalischen Verhältniß in den östlichen Gebieten des Großgrundbesitzes, sowie davon redet, daß der Gutsherr der Vater seiner Arbeiter sei, ohne jedoch Belege dieses idyllischen Verhältnisses zu geben, wollen wir ihm nicht zu hoch anrechnen, es sind dies stehende Redensarten im Mund der „ethischen Nationalökonomie“, die sich fachte von Geschlecht zu Geschlecht forterben, ohne daß man sich Mühe nimmt, sie auf ihren Inhalt und auf ihre Wahrheit zu untersuchen.

Dagegen muß man es geradezu als rabulistisch bezeichnen, wenn der Verfasser aus dem Umstande, daß einige Wanderarbeiter des Ostens das Getreide, welches sie als Naturallohn erhalten, beim Abzuge verkaufen, „auf's schlagendste beweisen will, wie unrichtig die Behauptung der Gegner der Schutzölle sei, daß diese einzig und allein dem Großgrundbesitzer zu Gute kämen“. An einer anderen Stelle, wo davon die Rede ist, die Lage der Großgrundbesitzer des Ostens müsse gehoben werden, damit sie im Stande seien, höhere Löhne zu bezahlen, erklärt er abermals die Schutzölle als ein Mittel, um das wirtschaftliche und soziale Gedeihen der Staatsbürger zu fördern. „In Erfüllung dieser Aufgabe hat das deutsche Reich bereits die landwirtschaftliche Produktion gegen die Uebermacht der auswärtigen Konkurrenz geschützt und es wird sicher auf diesem Wege, falls es die Umstände erheischen, fortzuschreiten sich nicht abhalten lassen.“

Was den Vorschlag einer gesetzlichen Beschränkung der Sachsengängerei anbelangt, sagt der Verfasser, es könne nicht geläugnet werden, daß ein Theil der Wanderarbeiter in der Heimath ganz gut, und zwar zu den gleichen Löhnen, Beschäftigung finden könnte, wie jenseits der Elbe. Wenn es ein Mittel geben würde, die Anzahl dieser Leute jeder Gegend in zweifelsfreier Weise festzustellen, dann wäre er allerdings nicht so doktrinär, um diesen gegenüber von einer Beschränkung der Freizügigkeit zurückzuschreden.

Welch' schneidige, sozialpolitische Weisheit! Eben-  
so gut könnte man mich zwingen, bei einem vielleicht ver-  
hakteten Nachbarn meine Waareneinkäufe zu besorgen, weil  
ich dabei ebenso billig wegkomme, wie anderswo!

Was den „Entwurf eines Gesetzes betreffend die ländlichen Wanderarbeiter“ betrifft, den der Verfasser seiner Schrift vorausschickt, so kann man den Vorschlägen zu einer scharfen Kontrolle des Agentenwesens seine Zustimmung geben. Wenn er jedoch den Kontraktbruch nur auf Seiten des Arbeiters mit einer öffentlichen Bestrafung ahnden und „aus praktischen Gründen“ beim Arbeitgeber davon absehen will, weil dieser einen festen Wohnsitz und genügendes Vermögen habe, um Entschädigungsforderungen zu befriedigen, so verdient dieser Vorschlag des Herrn Kaerger zur Kennzeichnung seines Intentionenstandpunktes festgenagelt zu werden. Er sagt, man müsse sich einfach fragen, ob eine ungleichmäßige Behandlung beider Kontrahenten die Unzufriedenheit im Volke in so hohem Grade erregen würde, daß dadurch eine Gefährdung des sozialen Friedens zu befürchten stände. Er glaubt nun, daß, was das Verhältniß zwischen ländlichen Arbeitgebern und Wanderarbeitern anbelangt, eine solche Befürchtung nicht zu hegen wäre. „Denn der Mangel der Androhung einer gerichtlichen Strafe gegen den vertragsbrüchigen Arbeitgeber würde von dem Arbeiter, falls er nicht schon durch sozialdemokratische oder andere Agitatoren aufgeheizt ist, kaum als Ungerechtigkeit empfunden werden.“

Wie es scheint, hält also der Verfasser doch an dem vielgenannten patriarchalischen Verhältniß fest, sonst könnte er nicht behaupten, diese Gesetzesbestimmung würde vom ländlichen Arbeiter nicht als das, was sie ist, d. h. als eine bodenlos ungerechte, empfindende Bergewaltigung empfunden werden.

## Kunst und Volk.

× Drum soll der Dichter mit dem König geh'n,  
Sie beide wandeln auf der Menschheit Höhn!

Dieser Schiller'sche Gedanke liegt mehr oder weniger bewußt der ganzen idealistischen Dichtung zu Grunde. Es bedurfte des Naturalismus, um ihn endgiltig zu stürzen. Daß dem so war, daß die Poeten seit jeher die Schicksale der sogenannten großen Männer fast allein gefeiert und an dem Leben der breiten Massen achtungslos vorübergegangen, das kann uns, die wir auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung stehen, nicht weiter Wunder nehmen. In dem gesammten geistigen Leben eines Volkes spiegelt sich die ökonomische Ordnung, auf der dieses Leben ruht, wieder. Und so weit die Poesie überhaupt zurückreicht, soweit sehen wir die ökonomische Ordnung der Gesellschaft beherrscht durch den Klassengegensatz, den Gegensatz von Wenigen, die das Produkt fremder Arbeit sich aneignen, und Vielen, denen das Produkt ihrer Arbeit genommen wird, den Gegensatz von Ausbeutern und Ausgebeuteten. Selbstverständlich fällt nun die Poesie des gesammten geistigen Lebens — also auch der Literatur — der herrschenden Klasse zu. In ihrem Anschauungs- und Ideentreife, in ihren Vorurtheilen, Liebhabereien und Idealen wachsen die Dichter auf; auch dann, wenn dieselben zufällig Eltern „aus dem Volke“ haben, findet keine Ausnahme

von der Regel statt. Sobald sie etwas leisten, erhalten sie Eintritt in die Reihen der Herrschenden und nehmen dort unbewußt die Denkweise derselben, falls sie ihnen noch nicht durch das literarische Studium eingeimpft sein sollte, in sich auf.

Die herrschende Klasse, in früheren Zeiten das Königthum, die politisch-kriegerische Aristokratie und die Geistlichkeit, zehrt aber von einer gewissen Tradition. So lange der Glaube und das Interesse für diese Tradition noch einigermaßen vorhält, verlangt die öffentliche Meinung der Bevorrechtigten es als etwas selbstverständliches, daß die poetische Kraft sich in den Dienst dieser Tradition stelle. Dem Poeten fällt die Ausgestaltung der nationalen und religiösen Ueberlieferung zu, welche die herrschende Klasse ausgebildet hat, auf die sie ihre Herrscheransprüche gründet, in der sie ihre Weltanschauung, ihre Lieblingsstugenden, ihre Ideale verkörpert. Erst wenn eine geistige Umwälzung die alte Sagenwelt gestürzt hat, oder wenn ökonomische Umwälzungen eine Klasse zur Herrschaft gebracht haben, die außer Verbindung mit jener Sagenwelt steht, hört diese auf, der hauptsächlichste Gegenstand von Kunst und Literatur zu sein. Natürlich finden die mannigfachsten Uebergänge statt. Homer singt noch mit völliger Naivität von der Thaten der griechischen Götter und Könige, ein anderes Thema wäre zu seiner Zeit undenkbar gewesen. Wenn die späteren athensischen Tragödiendichter aber ihre Stoffe gleichfalls der nationalen Ueberlieferung entnehmen, suchen sie nicht allein das Ueberlieferte zu reproduzieren, sie streben gleichzeitig eine gewisse Weltweisheit und Lebensansicht, die sich bei steigender Kulturentwicklung in einem Theil der Herrscherklasse herausgebildet hat, im Rahmen ihres Stoffes darzustellen. Ueberliefertes und Gegenwärtiges mischt sich bei ihnen zu einem neuen Etwas zusammen. Beides aber ist geistiges Eigenthum der Herrscherklasse.

Im Mittelalter, wo der Priesterstand so unendlich größere Bedeutung als in den antiken Staaten besaß und wo das internationale friedensliebende Christenthum sich in einem Gegensatz zu der blutigen nationalen und ritterlichen Sagenwelt befand, sondern sich beide Traditionen auch in der Poesie; es giebt eine geistliche (biblische und legendenhafte) und weltliche (Mitterepen, sog. Volksepos und Minnegefang) Dichtung. Dort werden die Heiligen, hier die ritterlichen Helden; dort das offizielle Ideal der geistlichen, hier das der weltlichen Aristokratie gefeiert.

Erst die ökonomische Umwälzung, die das Bürgerthum zur Herrschaft brachte, das Bürgerthum, welches sowohl der ritterlichen wie der geistlichen Ueberlieferung gleichgiltig und verständnißlos gegenüberstand, schuf die Bedingungen einer neuen Poesie. Aber sehr langsam und stotternd war der Umschwung. Vorerst blieb das Königthum der großen Männer auf der Bühne noch unangefochten; dagegen nahm die aufkommende Romandichtung ihre Helden von Anfang an mit Vorliebe aus der modernen Welt, aus bürgerlichen und adelig-bürgerlichen Schichten.

Die ökonomische Entwicklung verbreiterte den Kreis derer, welche im Stande waren, die Erzeugnisse der Kunstpoesie zu genießen. Die Buchdruckerei erlaubte es, die Bücher billig herzustellen und massenhaft zu vertreiben. Aus diesen beiden Umständen und aus dem Fehlen jeder dem Bürgerthum eigentümlichen religiös-nationalen Sagenwelt erklärt sich die außerordentliche Vielgestaltigkeit der modernen literarischen Produktion. Keine gemeinsame Ueberlieferung, kein gemeinsamer Glaube hält die Schriftsteller und das lesende Publikum zusammen. Die Ansicht, daß die bestehende Gesellschaftsordnung etwas Selbstverständliches und Natürliches sei, diese im Klasseninteresse wurzelnde Ansicht klingt wohl meistentheils hindurch, aber sie vermag der Literatur doch keinen gemeinen Stempel aufzudrücken. Das eigentlich Charakteristische der modernen Dichtung ist ihre Massenhaftigkeit und ihre Zerplitterung in der Wahl des Stoffes und der Behandlungsweise, ihr Individualismus. Bei dem großen Vertrieb der Bücher im literarischen Konkurrenzkampfe kann jedes Angebot auch auf eine Nachfrage, wenngleich nur eine geringe, rechnen. Jeder, der etwas zu sagen hat, sagt es und hofft, unter dem vieltausendköpfigen Leserkreis da und dort ein Häuflein Anhänger zu finden. Die verschiedensten Geschmacksrichtungen beherrschen nacheinander, ja gleichzeitig den literarischen Markt. Ebers, Marlitt, Wildenbruch finden ihr Publikum so gut wie Zola, Tolstoi und Turgenjew.

Aber in diesem babylonischen Wirrwarr läßt sich doch eine spezifisch moderne Richtung unterscheiden, die, tief in den ökonomischen Verhältnissen und der gesammten Geistesrichtung wurzelnd, am meisten Lebenskraft beweist und sich eng mit allem Fortschrittsstreben verbindet. Ich denke natürlich an den Naturalismus. Wenn keine national-religiöse Sagenwelt existirt, an welcher das Bürgerthum mit seinem Herzen hängt, wenn der idealistisch-übertreibende Styl, welcher zur Darstellung einer solchen Sagenwelt gehört, also gleichfalls gegenstandslos geworden ist, welche bedeutungsvolle Aufgabe kann dann der Dichter noch haben? Soll er zum Privatgebrauche alte Sagenwelten und alte idealistische Style neu zu beleben suchen? Wozu? Hat Jemand Begehr danach, so mag er doch die alten Originalwerke selbst vornehmen. Oder soll der Dichter Abenteuer spannend zusammenfabeln? Da genügt der simple Kolportageroman. Nein, will er, daß die Leute, welche ihre Zeit verstehen, ihn achten, so muß er etwas Neues bieten können, für das es anderwärts keinen bessern Ersatz giebt. Und dieses Neue ist die Darstellung modernen Lebens, Dar-

stellung der Konflikte, in welche die Struktur unserer Gesellschaft den Einzelnen hineinstürzt.

In der Wirklichkeit sehen wir nur die äußere Erscheinung, der Dichter soll uns das Innenleben, die Verkettung der Gedanken, Gefühle und Willensentschlüsse offenbaren, er soll den unsichtbaren seelischen Reflex der sichtbaren sozialen Bewegung uns vorzeigen, damit wir sehen, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Mit diesem Zwecke ist aber auch die Art der Darstellung gegeben. Jedes pathetisch-lyrische Uebertreiben der Sprechweise, kurz was man idealistischen Styl nennt, widerspricht jenem Ziele. Es enthält nicht, es verdunkelt das psychologische Räderwerk. Darum muß die Kunst, welche modernes Leben in seinen bedeutsamen Konflikten typisch zu gestalten strebt, naturalistisch sein. Mit dem Inhalt ist unauf löslich auch die Form gegeben.

Diese Kunst, die, von Frankreich ausgehend, sich die übrige Welt mehr und mehr erobert, die vor allem in Rußland und Norwegen mächtige Talente gefunden hat, soll die Lebensverhältnisse der bürgerlich-kapitalistischen Welt widerspiegeln. Ihre Träger sind, vorläufig wenigstens noch, ausschließlich Mitglieder der herrschenden bürgerlichen Klasse.

Aber wie der Einblick in das gegenwärtige ökonomische Getriebe mehr als alles andere dem Erzfeinde dieses Getriebes, der neuauftretenden Klasse des Proletariats, zu Gute kommt, wie er den gutmütigen Glauben an die Ewigkeit des Bestehenden und die fromme Ergebung weit hinwegweicht, so wirkt auch die ernste, große Kunst des Naturalismus. Von den Qualen der Menschheit, von dem Verzweiflungskampfe und dem Elend, den furchterlichen Begleitererscheinungen jenes ökonomischen Getriebes, zieht sie den Schleier hinweg. Mitleidlos waltet sie ihres Amtes, dem Wahrheitsdrange dienend. Und so wird diese vom Bürgertum geborene Kunst zugleich der Abscheu des Bürgertums. Man flucht dem Spiegel, weil man vor dem zurückgetragten Bilde erschrickt. Am besten wär's, die Polizei verböte diese Kunst einfach als „unmoralisch!“

Das Proletariat aber muß sie mit frohem Auf begrüßen. Es ist in der glücklichen Lage, daß ihm die Wahrheit, die volle, ganze nur erscheint sein kann. Se wahrer die Kunst, um so mehr wird sie es festigen in seinem Kampfe gegen die bestehende Gesellschaft.

Die Arbeitermassen sind in politische Aktion getreten; ohne zu herrschen, streben sie doch der Herrschaft zu. Ohne bereits als Klasse eine besondere Kunst zu besitzen, wirken ihre Bestrebungen auf die bürgerliche Literatur schon mächtig ein. Die Arbeiter sollten den Geist, welchen diese Literatur ihnen bietet, begierig ergreifen. Sie werden hier Genuß und Kräftigung finden.

Die „Freie Volkshöhle“, deren Gründung wir in unser vorigen Nummer begrüßten, ist bestimmt, an dem großen Werke, an der Ausbreitung naturalistischen Kunstsinnes unter dem Volke, mitzuwirken. Wir wünschen ihr hier noch einmal den glänzendsten Erfolg. Ihre Aussichten sind die besten und die in voriger Woche einderufene Versammlung darf uns mit Stolz erfüllen.

„Ein Zug von Idealismus im besten Wortsinne ging durch die Höhrer, trotz der realistischen Accente, die der Spielplan aufwies. Und weil es hier zum ersten Male geschieht, daß in weithin leuchtender Einhelligkeit breite Massen des Volks nach Kunst rufen, und daß eine ganze große Partei dies Verlangen stützt, darum erscheint mir dieses Unternehmen als ein kulturhistorisch bedeutames, und wenn politische Scheuklappen nicht den Blick einengen, muß seine ferntragende Mission erkennen.“ So schreibt Otto Brahm, einer der ersten Berliner Kritiker, in seiner „Freien Bühne“.

### Gefahren des Marxismus.

P. E. Die Marx'sche Art, unsern Kampf stets von oben, aus der geschichtlichen Perspektive zu be-

trachten, hat gewiß ihre großen Vorteile; ihr verdanken wir die Kaltblütigkeit und Klarheit beim Handeln, sie bewahrt uns vor Illusionen, ihr verdanken wir es, wenn es uns leicht wird, unser Ziel niemals aus den Augen zu verlieren, die einzelnen Abschnitte des Kampfes richtig zu würdigen. Sein Materialismus hat uns den Einblick in den Mechanismus unserer Bewegung gestattet, hat uns Ursache und Wirkung in ihr klar gelegt; ihm verdanken wir es, daß wir die erste Partei in der Geschichte sind, welche ihre Aufgabe mit dem vollkommenen Bewußtsein ihrer Aufgabe erfüllt und sich nicht über sich selbst täuscht.

Allein das alles birgt auch seine schweren Gefahren in sich; diese Betrachtungsweise, falsch aufgefaßt, kann leicht zu Indifferentismus und Gleichgültigkeit führen und die revolutionäre Energie schwächen, welche ja so häufig durch die Illusion auf das wirksamste unterstützt wurde.

Es ist ein Prozeß, der sich vor mir abwickelt; ein Prozeß, welcher durch Faktoren bestimmt wird, die ganz außerhalb meines Machtbereiches liegen. Die Entwicklung der Produktionsweise ist es, welche die soziale Revolution heraufbringt, nicht die Anstrengungen der Menschen.

Das Ziel der Revolution ist mir nur nach seinen negativen Zügen klar; wie die zukünftige Gesellschaft positiv aussehen wird, davon kann ich überhaupt keine Ahnung haben; das wird sich ja dann erst finden, wenn die Sache so weit ist; das ist eben auch Produkt der Entwicklung; wenn die Dinge so weit sind, so wird sich das schon machen; wie kann ich, aus den gegenwärtigen Verhältnissen heraus, dem ja doch die vollständige Kenntnis aller maßgebenden Faktoren durchaus nicht zu Gebote steht, wie kann ich irgend welche Zukunfts Ideale aufstellen und der Entwicklung vorschreiben: das ist dein Ziel, dahin sollst du gehen!

Ich, wir alle, sind nichts, als die Wellen eines Flusses, die getrieben werden, wir wissen nicht wohin; nur, daß wir getrieben werden, wissen wir; nur, daß wir nicht selbst treiben, ist uns ganz klar. Alles Uebrige ist in Dunkel gehüllt; höchstens einen, zwei Schritte nach Vorwärts können wir sehen.

Wäre es wunderbar, wenn man da auf den Gedanken käme: was nützt deine Thätigkeit, was nützt alles Agitieren und Organisieren — die ökonomische Entwicklung bringt die Leute weiter, nicht deine Thätigkeit, und die einzige Aufgabe, welche dir bleibt, ist: die ökonomische Entwicklung zu studieren, dich in deine Studierstube einzuschließen, Bücher zu lesen, Statistiken zu vergleichen, Zeitungen zu durchblättern, und alles sorgfältig zu registrieren, um dann als Geist über den Gewässern schweben zu können und zu sagen: so wird das geschehen, und so wird das geschehen, und so ist das geschehen, und so ist das geschehen.

Freilich, eine solche Anschauung ist unrichtig. Die materialistische Geschichtsauffassung sagt nichts als: der geschichtliche Fortschritt ist allerdings durch Menschen gemacht; aber die Handlungen der Menschen sind bestimmt durch die ökonomische Entwicklung. „In der gesellschaftlichen Produktion gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.“ Das ist sehr klar: das Handeln des Menschen wird eben so notwendig erfordert, wie sonst; die Einsicht, daß dieses Handeln durch die materiellen Verhältnisse bedingt ist,

kann es an sich nicht hemmen. Aber ebenso klar ist es, daß trotzdem diese Einsicht sehr leicht die psychologische Folge hat, das Handeln zu hemmen.

Der naive Revolutionär, denken wir uns einen sozialistischen Utopisten, wird durch eine Illusion zum Handeln getrieben. Er hat sich das Ideal einer vollkommenen, gerechten Gesellschaftsordnung ausgedacht; er findet, daß es bloß ärgerliche, kleinliche Hemmnisse sind, welche sich der Einführung dieses Ideals in den Weg stellen; daß es bloß nötig ist, diese Hemmnisse hinwegzuräumen, und daß dazu seine und seiner Freunde Arbeit völlig ausreicht. Diese Illusion wird ihm Kraft verleihen, auszuhalten und zu überwinden, zu kämpfen und zu dulden; und wenn er auch sein Ideal nicht erreicht; durch seine Agitation hat er die Massen aufgerüttelt; und immer hat ihn seine Illusion thätig gemacht.

Die Illusion fehlt dem Marxisten vollständig. Er verbietet sich selbst, ein Ideal auszumalen; wenn er es thut, so betrachtet er es mit skeptischem Lächeln, denn er weiß, daß die Sache Einem nur aus der Entfernung so schön vorkommt, und daß sein Ses o weit entfernt ist, in Wirklichkeit „Garantien der nur nomie und Freiheit“ zu bieten. So betrachtet, laß' das Ideal aber nicht zum Handeln antreiben. Er wimmelt es auf seine Thätigkeit nicht ankommt; tritt er in der Reihe der Kämpfenden — die ökonomische Entwicklung hat in Tausenden denselben Prozeß vor sich gehen lassen; einer von diesen Tausenden wird ihn ersetzt erzeugen, und die Sache wird ohne ihn ebenso gut gehen, wie mit ihm. Das Gefühl der Verantwortlichkeit, zwar auf falschen Vorstellungen beruhend, aber stets ein vorzüglicher Leiter zum Handeln, muß ihm ganz verloren gehen; ja, sogar die Moral, wie sie von Anarchisten oft praktisch geübt wird, liegt nicht weit ab: Verstärkung des Druckes zu wünschen, um die Arbeiter schneller anzukämpfen. Sicher, ein Großbourgeois könnte ganz zynisch sagen: ich bin euer bester Genosse, ich befördere die Kapitalienkonzentration; ich ruinire den kleineren Kapitalisten, ich befördere die geschichtliche Entwicklung.

Was ist am Ende die ganze revolutionäre Arbeit, welche dem Marxisten übrig bleibt? Die eigentliche Revolution wird ja von den Gegnern vollzogen, und oft genug sieht er sich in die sonderbare Lage versetzt, gegen die revolutionären Handlungen der Gegner zu protestieren; so befördern z. B. die Schutzgölle die Konzentration des Kapitals, aber wir haben gegen sie protestiert. Für uns bleibt thatächlich nichts übrig, als die Aufklärung und Organisation der Massen. Wie wenig für den, der sich ungeduldig nach Gelegenheit zum Handeln sehnt und sie nicht findet; welche Verführung, auf eigene Hand Quacksalbereien zu treiben, um doch wenigstens etwas zu thun!

Um Marxist und doch von den Gefahren des Marxismus frei zu sein, dazu gehören Charaktere und Verhältnisse, wie sie selten zu finden sind; vor allem die Fähigkeit, sein Handeln lediglich durch kalte, logische Erwägungen bestimmen zu lassen, alle anderen Einflüsse fern zu halten. Derartige kalte und ruhige Naturen finden sich aber naturgemäß in einer revolutionären Partei am seltensten; denn fast stets ist es nicht der Verstand, der die Leute zu einer solchen Partei treibt, sondern Eigenschaften des Gemüthes.

Deshalb wird immer, bei den meisten Besannern der Sozialdemokratie, trotz aller materialistischer Geschichtsauffassung und alles Skeptizismus, die Illusion doch eine große Rolle spielen müssen; und deshalb wird immer, trotzdem es unwissenschaftlich ist, das Verlangen nach einem Ausmalen des Ideals vorhanden sein. Die großen Thaten werden nicht von nächsternen, kalten Verstandsmenschen gethan, sondern von begeisterten Phantasten\*).

\* Wir stellen diesen Artikel zur Diskussion. Die Red.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

**Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.**

1 Saal zu Versammlungen und

2 Vereinszimmer Rehen zur Verfügung.

**Herrmann Wutke,**

Friedrichsbergerstr. 20 pt.

nicht zu verwechseln mit Carl Wutke früh. Weberstr. 10

**Albert Auerbach,**

Berlin S., Kottbuser Damm 7.

**Schuh- und Stiefel-Lager**

für Herren, Damen und Kinder.

Reelle Bedienung. — Feste Preise.

**Cigarren- u. Tabake**

reichhaltiges Lager

von

**O. Klein, Ritterstraße 15.**

Dieselbst Jahsthele der Sürtler und

Bronceur (C. J. 60.)

**Kranzbinderei u. Blumenhandlg.**

von

**J. Meyer**

Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,

(in der Ecke bei der Mantelstraße).

**Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.**

Doppelbügelige Vorderkränze von 50 P. an.

Topfpflanzen, Bouquets u. gut u. billig.



Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

## Uhrenfabrik

VON

**MAX BUSSE**

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle, verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlässe mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren

zu fabelhaft billigen Preisen.

**Spezialität: Ringe.**

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

## An die Cöpper Berlins!

Da in letzter Zeit unsere öffentlichen Versammlungen nur immer schwach besucht waren, mache ich die Kollegen durch diese Anzeige auf die nachstehende Versammlung mit wichtiger Tagesordnung ganz besonders aufmerksam. Gleichzeitig richte ich die Bitte an sämtliche Kollegen, vollzählig zu erscheinen, da es unsere Pflicht ist, wenn es sich um das Wohl und Wehe eines jeden Einzelnen handelt und darüber beraten werden soll, auch am Plage zu sein.

**Die Versammlung findet am Mittwoch, den 13. d. M., Abends 7 Uhr**

im Böhmischen Granhaus, Landsberger Allee 11, statt.

### Tagesordnung:

1. Die Arbeitsverhältnisse in unserem Gewerbe mit Berücksichtigung auf die Politfrage und unsere Arbeitszeit.
2. Stellungnahme der Cöpper Berlins zu der Aussperrung der Hamburger Arbeiter.
3. Gewerkschaftliches.

Um weiteste Bekanntmachung der Versammlung ersuche ich jeden Kollegen.

Mit kollegialischem Gruß

**C. Thieme.**

## W. Gründel's Restaurant

(früher: H. Wendt.)

**Dresdener-Strasse 116.**

Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher, Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstücks-, Mittags- und

Abendisch.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.

2 Billards. — Saal zu Versammlung u.

Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

## Der Arbeits-Nachweis

der

### Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Rannistr. 78, im Restaurant

Winger. Die Adressen-Ausgabe findet jeden

Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags

von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nicht-

mitglieder unentgeltlich statt.

**Die Arbeitsvermittlungs-Kommission.**

### Steinmetz-Geschäft

auf Gavarbeit und Grabdenkmäler, mit

kleinem Bohraus und Garten, wegen vorge-

rücktem Alter sofort zu verkaufen. Anzahlung

beart 1000 Mark.

**G. Krüger,**

Sagard, Insel Rügen.

Empfehle meinen werthen Freunden und

Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

### Cigarren-Geschäft.

**Carl Lehmann,**

Brunnenstr. 83, dicht am Humboldthain.